

WILLIAM QUINDT

Kater Hinz und ich



Verlag Autonomie und Chaos
Leipzig \ Berlin 2024

William Quindt

Kater Hinz und ich

MEIN KATER HINZ erschien in Hamburg 1946.
Das Büchlein wird hier unter dem neuen Titel KATER HINZ UND ICH
erstmalig wiederveröffentlicht,
Hinzugefügt wurden einige Abbildungen
und ein Nachwort des Herausgebers.

Bei A+C bereits erschienen ist William Quindts Hauptwerk
GERECHTIGKEIT ODER APOKALYPSE DER TIERE.

Abbildung auf dem Titel: Kater Kuskus (2022)

Neuausgabe 2024
© Verlag Autonomie und Chaos Leipzig / Berlin
ISBN 978-3-945980-94-1

*Diese online-Ausgabe kann für den privaten Bedarf kostenfrei
heruntergeladen und ausgedruckt werden.*



Barend Hendrik Thier: Eine Katze (1798)

DAMALS, NACH EINER BEWEGTEN UND zügellosen Jugend, die, weil sie glaubte, sich für die Enge einer schäbigen Kindheit entschädigen zu müssen, sich gierig durch das heiße und gefährlich schillernde Leben der großen Städte gespielt hatte, damals, bedrückt von der Fülle der Erscheinungen, die mich bedrängten und an mir zu formen versuchten, begierig auch, mich mitzuteilen, mich auszuschütten und zu befreien, nach Ausdruck ringend und wohl auch um einen Halt, um ein Sittliches in einer flachen und verschmutzten Welt, auf dem schmalen, schwierigen und einsamen Weg, ein Schriftsteller zu werden, damals hauste ich in der Stadt Hamburg in engen Zimmern, über Bücher gebeugt und merkte, daß ich aus dem Leben gefallen war. Denn hatte ich, nach meiner frühen Flucht aus dem Bürgerlichen, mich dem gesetzlosen Leben ganz darbringen müssen, um mich in ihm behaupten zu können, nicht unterzugehen in seinem furchtbaren Maelstrom, in dem hundert gute Jungen, tausend gute Mädchen an meiner Seite versunken waren, so lebten jetzt immer noch die Gezeiten des ewig Ungesicherten, des immer Bedrohten mit all ihrer Kraft, mit all ihrer Unrast in mir – ich fühlte im tiefsten Grunde, daß ich nicht zu einem Beruf geboren war, der seinen Träger vom Leben abrückt und von ihm verlangt, sich von ihm zu emanzipieren: nicht ein Spieler, sondern nur ein Zuschauer zu sein. Zu tief aber schon hatte mich der Ehrgeiz gefaßt, nicht ein Ehrgeiz, der vor anderen Menschen brillieren wollte, nein, einzig die nicht mehr zu stillende Sehnsucht in

mir, einzugehen in das Reich der Denkenden und Schreibenden, das mir als eine buntere, stärkere, reichere Welt erschien als alle Bezirke des Lebens, die ich bisher durchlaufen hatte – das Verlangen auch, aus mir mehr zu machen als nur eine Existenz, die allein von Zufälligkeiten gelebt wurde, mir, nachdem ich das Leben geschmeckt hatte bis zu manchen schalen Neigen, das Können zu erwerben, es zu halten, zu formen, es gestaltet aus mir herauszustellen und von mir abzurücken.

Schon schrieb ich, schon druckten Zeitungen und Journale meine Arbeiten, aber das galt mir wenig, ja, es galt mir nichts, und oft höhnte ich derart über diese ersten Arbeiten, daß die wenigen mir nahen Menschen an mir zweifelten und meine wilden Worte für eine besondere Art snobistischer Renommage ansehen mochten. Jedoch war mir zu jener Zeit nichts ferner als ein solcher Übermut, denn selbst das Gefühl junger, sich regender Kraft war mir fremd, und dieses Gefühl wäre doch nur natürlich gewesen bei einem seine ersten Erfolge einheimsenden Künstler. Aber nein, ich fühlte mich in keiner Weise stark, fühlte mich ganz im Gegenteil sehr unsicher, denn ich tappte durch ein fremdes, wirr-buntes, scheinbar regelloses und ungeordnetes Land und wußte nicht, ob sein Boden mich trug.

Nein, ich steckte damals in keiner glücklichen Haut, und immer wieder, wenn ich zwischen den Regalen der staatlichen Bibliotheken stand, wollten mich die Schauer meiner Hilflosigkeit übermannen. Wie viele Bücher gab es, wie viele Wissenschaften! Welch eine ungeheure Arbeit wartete hier auf mich, ehe ich mein Ziel erreichen konnte, das Ziel, das für meinen streng fordernden Sinn, den mir meine bäuerlichen Ahnen vermacht hatten, der Ausgangspunkt dessen sein wollte, der es wagt, dieser Welt etwas sagen zu wollen: Weltwissen, wirkliches Wissen um alle Erscheinungen dieser Welt. Aber immer wieder bezwang ich meinen Schauer und ging an die Arbeit.

Ach, diese Zeit besessenen Lernens und Lesens, des fanatischen In-die-Irre-gehens! Wo denn nur blieb ich hängen, als ich zuerst in die Literatur der Völker und Zeiten eingedrungen war? Beim *l'art pour l'art*! Für Wilde und Rosetti erglühte ich, erhitzte mich an Poe, lernte dichten und reimen bei Baudelaire und Gautier, empörte mich mit Rimbaud gegen herkömmliche Literatur und wühlte mich mit Huysmans durch die Kuchenberge des Abseitigen. Aber dahinter war kein Schlaraffien – dahinter stand das Nichts. Und darum wanderten die funkelnden und grausamen Märchen, die ich mir erdichtet hatte und stolz *Novellen* nannte, am Ende in die tiefsten Tiefen der Manuskriptkommode. *L'art pour l'art* bestand nicht. Die wirkliche Welt war schöner, war tiefer und reiner als die schillerndsten Dichtungen rauschgifttrunkener Phantasten. Und sie war stärker, denn sie lebte und war nicht nur erdacht. Nichts als die schönen Worte hatten mich verlockt, das augenfällige, artistische Können.

Ich forschte, ich grübelte, ich suchte. Ich saß und las, las und lernte. Die Abenteurer kamen: Conrad, der englische Pole, Jack London, der auf seine Muskeln Stolze, Stevenson, der zarte Dichter wilder Brutalitäten. Trotz aller Weite spürte ich nur allzubald die Enge. Stevenson dichtete, Jack London machte täglich hundert Zeilen und ebenso viele Dollar, und Conrad – ach, Conrad ward traurig an seiner großen Weisheit: an seinem Wissen um die tiefe Sinnlosigkeit allen Lebens, allen Schreibens.

Weiter, immer weiter – unabsehbar waren die Wüsten der Bücher, ganz selten traf man auf eine Oase. Ich erforschte die Systeme und ging ihnen nach: den Klassikern, den Romantikern, Shakespeare und den spanischen Dramen, den Italienern und den Russen – den gläubigen Alten und den nihilistischen Jungen – den Skandinaviern, den Franzosen, den Deutschen. Was alles mußte man wissen, um in literarischen Dingen mitreden zu dürfen – auf welcher Galeere war ich hier geraten. Die Reden des Gautama mußte

man gelesen haben, Schopenhauer, die alten Lateiner, Lessing, Nietzsche, Spengler und Laotse – Literaturgeschichte, Geistesgeschichte, Philosophie ...

Mein armer Schädel platzte nicht von all dem Futter, das ich ihm vorwarf. Im Gegenteil, ich konnte mich freuen an der wachsenden Unabhängigkeit meiner Gedanken. Und es kam der Tag, da ich den Tempel der Literatur kannte wie nur einer der vielen Baumeister. Ich hatte den Stuck und den Bewurf heruntergekratzt und wußte, wie die nackten Steine lagen. Ich kannte die Altäre, die Sanktuarien und die großen Heiligtümer des weiten Tempels, ich kannte die Struktur und die Milliarden Verschnörkelungen seiner Fassade. Und ich wußte bald um manche unfertige Stelle, wußte gut, wo man mit handwerksmeisterlichem Fleiß hätte weiterbauen können an einer Zinne, einer Treppe, an einer Wand, einem Altar. Aber ich baute nicht. Nun ich ihn kannte, war mir dieser Tempel fremder als an jenem Tag, da ich vor ihm gestanden wie ein Kind, das seinen ersten Kirchgang geht. Der Tempel war groß, der Tempel war bunt, der Tempel war schön – man wurde im Grunde niemals mit ihm fertig, konnte täglich noch Neues in ihm entdecken, denn eigentlich mußte man ja jeden Stein einzeln untersuchen, erhob doch jeder Anspruch darauf, anders zu sein als die anderen Steine.

Aber so schön und gewaltig dieser Tempel war, er hielt mich nicht – ich ging durch ihn hindurch und gewann das Freie. Für mich war die Literatur nicht ein Haus, in das man hineingeht, sich einen Stuhl nimmt und sich setzt. Vielleicht war das früher einmal so gewesen, vielleicht war es auch heute noch möglich für solche, denen die Welt der Gedanken die Welt schlechthin bedeutet – für mich galt es nicht, denn ich wollte mehr aus meinem Leben gewinnen als nur bedrucktes Papier. Wiederum sah ich alle meine Manuskripte durch und verwarf die meisten. Denn das war nicht ich, der hinter diesen Zeilen stand, das waren hundert andere, die mich aus und zwischen den Worten angrinsten. Am Ende meiner Reise durch die Welt der

Bücher wußte ich: du mußt sie alle, alle kennen lernen, aber du darfst von diesen Ungezählten nur lernen, allein zu sein: Du selbst zu sein. Das also war das Resultat: daß ich stehen und gehen lernte auf eigenen Füßen, sehen und denken mit eigenem Kopf – gesegnetes Wandern, gesegnetes Mühen! –

DANN AUCH GLAUBTE ICH, MEIN HANDWERK gelernt zu haben, könnte endlich so schreiben, daß es mir selbst genügte. Aber wiederum sah ich mich getäuscht, nun mußte ich lernen, daß man zwei Künste zu beherrschen hat, wenn man als Schriftsteller gelten will. Man muß schreiben können, das ist selbstverständlich – dann aber muß man auch das Geschriebene zu verkaufen verstehen. Diese zweite Kunst aber lernt sich am schwersten, und mancher gute Mann hat sie nie gelernt. – Dabei blieb es nicht aus, daß ich viele Schriftsteller lernen lernen mußte: in den Redaktionen, in den Verlagsstuben, in den Cafés. Ich kam aus einem heißen, wilden Leben – ich konnte nur lachen über die Schreiber, die sich mondän hatten und sich gerierten, als wären sie in der *großen Welt* daheim – ich konnte nur grinsen über die kindischen Romantiker, die mit den Abgründen der Weltstädte kokettierten – ich erstarrte vor der Unwissenheit jener, die sich der strengen Literatur, die sich dem Geist verschrieben hatten, ich schämte mich für sie über die Frechheit, mit der sie von Dingen redeten, die sie nicht kannten, nicht geprüft und gewogen hatten – mein Wissensgebiet war weiter, und ich hatte mehr Lebenserfahrungen als ein ganzes Kaffeehaus von Literaturbeflissener. Und ich kam aus einem großen, grausamen Krieg, dessen Grausen, dessen Trommelfeuer gleich stählern schmetternden Todeshänden, gleich teuflischen Pflugscharen meine Seele aufgerissen hatten, aus einem Krieg, dessen Wut und Elend und Schande uns Junge gehämmert hatte zu Männern, vor denen nur der Mann bestand – ich staunte meine neuen Kollegen an wie der Ochse das frischgestrichene Stalltor, ich habe sie niemals mit den

Maßstäben messen können, mit denen sie selbst sich maßen. Ich kam aus der Welt, wie ein vom Mond Gefallener lebte ich zwischen denen, die nichts vom Leben kannten und vorgaben, es zur Kunst zu verdichten. Die bereits einen Namen hatten in ihrem Kreis, behandelten mich Fremdling kühl und reserviert. Die gleich mir begannen, waren zumeist arrogant und erschienen mir leer, sie waren alle auch weit jünger als ich, blasse Nachkriegsjugend, mit denen mich nichts verband. Aber zu meinem fassungslosen Erstaunen fand ich manchen unter ihnen, der mir meine bisher veröffentlichten Arbeiten, über die ich an meinem Schreibtisch unzufrieden zu höhnen pflegte, bitter als *Erfolg* neidete. – Aber nicht nur viele Literaturproduzenten lernte ich kennen, ich sah auch bald das Räderwerk des Betriebes vor meinen Augen entblößt, sah viele, allzuvielen Künste des Verkaufens, des Machens und der Mache. Ich sammelte einen Vorrat trüber Erfahrungen, und die letzte blieb, daß ich keinen Menschen hatte, keinen Menschen brauchte, nur mich selbst. Der Trotz des Sohnes alter Bauerngeschlechter brach in mir durch: mit Menschen, die man nicht mag, setzt man sich nicht zusammen. Ich bot meine Arbeiten niemals mehr persönlich an. Ich wurde in den diffizilen Dingen des Verkaufens engstirnig und fanatisch. Ich lehnte die aussichtsreichsten Verbindungen ab, wenn sie von mir ein Warten in den Vorzimmern verlangten; ich wollte keine Protektion, was ich schrieb, das sollte allein durch sich selbst wirken. Und es wirkte, siehe, es ging alles auch auf diesem, auf dem reinlichen Weg – man braucht sich nicht zu erniedrigen, um gedruckt zu werden. Aber in einer guten Haut – nein, in einer guten Haut steckte ich damals nicht ...

Denn es war so mit mir: Zwar fühlte ich mich frei, war es aber in Wirklichkeit durchaus nicht. Denn wenn ich auch nach dem Leben griff, ich kam aus dem Bannkreis der Bücher, ich kam aus dem Literarischen nicht heraus, ich trat auf der Stelle, ich lief im Kreis, und statt mich zu finden, verleugnete ich mich, sobald ich die Feder

zu Hand nahm – ich hatte mich in eine böse Sackgasse verrannt. Und ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, hätte der Kater Hinz nicht den Weg zu mir gefunden. Er kam mit ruhigem Selbstbewußtsein, so, als wenn er ganz sicher wäre, von mir gerufen und mir willkommen zu sein.

ES WAR IN EINER WARMEN FRÜHLINGSNACHT, und der laue Nachtwind blähte von Zeit zu Zeit die Vorhänge am offenen Fenster. Ich saß am Tisch und arbeitete, aber dann zerriß die grelle Hupe eines Wagens den Faden, an dem ich spann, und mit dem verebbenden Brausen des schnellen Wagens verströmten mir auch die Worte, an denen ich noch eben geformt hatte. Ich legte die Feder hin, lehnte mich still im Sessel zurück, mich konnte nun nicht mehr arbeiten, hatte ohnehin genug geschrieben für heute.

Die alte Lampe mit dem grünen Kuppelschirm brannte auf meinem bescheidenen Schreibtisch. Ihr Lichtkegel lag auf dem weißen Manuskriptblock, beleuchtete einen bereits ansehnlichen Stapel beschriebener Blätter – mein erster Roman, an dem ich arbeitete: die Geschichte eines verbummelten Studenten, der mit einem neuen Sprengstoff diesen Erdball vernichten und in Atomen über das All zerstreuen will. Ja, an einen solchen Unsinn gab ich damals meine gute Zeit – es war ganz unverantwortlich, eine phantastische Geschichte – aber sollte ich keine phantastische Geschichten schreiben? Es gab deren schon eine ganze Reihe, die mit rechtem Erfolg gedruckt worden waren, und wenn man genügend Sorgfalt an Form und Stil wandte, waren sie obendrein durchaus literaturfähig. Und immerhin schrieb ich noch weit lieber solch ein buntes und grausames Zeug, als daß ich mich dem meiner Ansicht nach schändlichsten Schema der Literatur zugewandt hätte, dem, aus welchem die sogenannte *schöne Literatur* fast ausschließlich lebt: dem Schema der Liebesgeschichte, deren Handlung und Inhalt allein von

den Beischlafchancen eines erdichteten Menschenpaares bestimmt und erfüllt wird.

Wie ich jetzt zu den Zigaretten griff, irrte mein Blick ab zu der Blättern, die auf der indischen Decke meines Lesetischchens lagen. Belegexemplare, die mir die Post heute ins Haus gebracht hatte. Etwas wie Stolz blähte meine Brust: da lag die größte Tageszeitung der Reichshauptstadt, und sie brachte auf der ersten Seite unter dem Strich mein Feuilleton "Legende vom hungernden Herzen". Und da lag die Wochenendausgabe eines bedeutenden Blattes, von dem zehntausend Exemplare nach Übersee gingen, sie hatte mein Essay "Flucht vor dem Heute" abgedruckt. Da lagen ein paar Blätter aus den großen Provinzstädte, das grüne Heft der großen Pressekorrespondenz, an der ich freier Mitarbeiter war, dort leuchtete das Titelbild eines Magazins, der schlichte Umschlag einer literarischen Zeitschrift. Und unter diesen Heften lugten drei rosane Abschnitte hervor: nicht nur Belege hatte mir der Briefträger heute gebracht, auch Honorar. Honorar für drei Feuilletons, was war etwa soviel, wie ein Schlossergeselle in zwei Wochen verdienen mochte ...

Ich reckte mich in meinem Stuhl. Ja, nun hatte ich es wohl geschafft, nun war ich durch: die besten Blätter des Reichs druckten mich und forderten mich zu weiterer Mitarbeit auf, mein Name wurde langsam bekannt, und mit den Verbindungen wurden auch die Honorare besser. Ich tat einen tiefen Lungenzug: Stand ich nicht sogar schon mit einem Verleger in Verhandlung, hatte der nicht schon seine Hand auf meinen Roman gelegt, auf diesen Roman, den ich nicht einmal beendet hatte? – Wieder sah ich mich dem Lektor gegenüber sitzen in der Hotelhalle, hörte seine Elogen: *Diese Szene, überhaupt dieses ganze vierte Kapitel, Herr, seit Jahren bin ich nicht von irgend etwas Geschriebenem so stark beeindruckt worden. Und die Gestalt dieses Gewaltmenschen, der zum Nihilisten wird aus enttäuschter Herzensreinheit, sie ist Ihnen hervorragend, ganz außerordentlich gut gelungen!* – Wirklich, ich durfte zufrieden sein – und wahrlich: ich

war zufrieden in jener Nacht, im Wohlgefühl, das gelungene Arbeit gibt. Nach kargen Zeiten hatte ich jetzt Geld in der Brieftasche, in der Schreibtischschublade, sogar auf dem Postscheckkonto, bescheidener Luxus begann sich in meinem Heim zu entfalten – ja, damals war ich nahe daran, mich zu verlieren an die Allerweltsexistenz eines, der Worte dreheln kann und davon zu leben versteht – war drauf und dran, eine solche Existenzform freudig zu bejahen, denn ging es mir nicht gut mit ihr? Aber dann gab es, just in dieser Minute tiefer Selbstzufriedenheit, einen weichen Plumps hinter mir auf dem Teppich.

Ich fuhr zusammen und drehte mich um auf meinem Stuhl, aber da sprang *ES* schon lautlos in den Sessel, der neben dem Schreibtisch stand, und sah mich an mit grüngelb schillernden Augen, in denen sich jetzt die weiten Pupillen schnell verengten: eine große Katze – ein Kater, wie ich dann erkannte, ein kräftiger Kurzhaartiger, schön gezeichnet und mit gepflegtem, schimmerndem Fell. Er war von draußen in mein Zimmer gesprungen, von jenem handtuchschmalen Grasstreifen unter meinen Fenstern, den der Hauswirt Vorgarten zu nennen pflegte, er sah mich an, er gurrte merkwürdig auf, leise, kurz und zärtlich, dann ließ er sich auf das Kissen sinken, rollte sich zusammen, drehte den Kopf nach außen und unten, daß ich die weiße Seide seiner Kehle sah, und schien tief eingeschlafen.

Da saß ich nun in meinem Stuhl, sah auf das fremde Tier und lächelte vor mich hin. Ich mochte Katzen seit jeher, freute mich über diesen Besuch, über das Zutrauen, das dieses Tier mir und der fremden Wohnung erwies, freute mich auch an der Schönheit des schlank geschmeidigen und doch starken und muskulösen Katzenleibes. Und beugte mich schließlich vor, fuhr mit spitzen Fingern über das Fell des gekrümmten Rückens – da stieg tiefes, ruhiges Schnurren aus der Katerkehle, und unter meiner streichelnden Hand streckte sich der ruhende Leib um ein Weniges.

IRGENDETWAS IN DIESEM LEISEN, anhaltenden, wohligen Laut erschütterte mich, griff in Tiefen, die seit Jahren unberührt geblieben waren. Ich ließ ab von dem Tier, lehnte mich wieder in meinem Stuhl zurück, ich sah auf den schlafenden Kater und meine Gedanken verloren sich. Da war meine ferne Kindheit, von einem kleinen, gemeinen Schinder tyrannisiert, ein quälendes Grau in Grau, das keine Blüten duldete, und da waren trotzdem – ach, welche noch so arme Kindheit hätte sie nicht? – ein paar Sonnenflecken in der grauen Wüstenei. Da waren die kreisenden Bussarde über den Höhen des Mastberges¹, da waren die lauten Hunde des Schlachters von nebenan, über deren tobende Wildheit viele Menschen der Straße täglich von neuem entsetzt waren, die mich aber gern bei sich sahen, mit denen ich, zum Mißfallen der Schlachtergesellen, spielen konnte, wie ich wollte, und zwischen deren Stärke ich schwimmen lernte in den Giesener Teichen. Da waren Vogelnester, die ich belauscht hatte in den Gärten und Parks, in den Wäldern, da waren die Offizierspferde in den Ställen der Kasernen, in denen ich meine Brüder zu besuchen hatte. Selbst eine Abbildung, in die ich als Junge verliebt gewesen war, an die ich nun schon länger als zehn Jahre nicht mehr zurückgedacht hatte, stieg vor mir auf angesichts des schlafenden Katers ... ein Bild aus dem Realienbuch: Organ-Utans in einer Baumkrone, eine ganze Familie, der schwere Orang-Mann, die Mutter mit dem Kind auf dem Arm, und rechts oben, ich sah es ganz genau, war auch das unwahrscheinliche Nest abgebildet. – Dieses bunte Bild hatte ich mir als Kind endlos und immer wieder ansehen können.

Aber da war auch mein kleines Zimmer, das zum Hof hinausging, und lange Zeit kam an jedem Abend durch die geöffneten Flügel ein großer, graugetigter Kater gesprungen auf lautlosen Branten – war er jetzt zu mir zurückgekehrt, der einzig

¹ Der Mastberg befindet sich in Hildesheim, Geburtsort des Autors.

warme, atmende, zärtliche Gefährte meiner Kinderjahre? – blieb eine gute Weile bei mir und ließ sich füttern, denn für ihn stahl ich bedenkenlos, was ich nur stehlen konnte in der Speisekammer ... Ich wußte auf einmal wieder, wie gern, mit welch leidenschaftlichem Eifer mein nächtlicher Besucher die dicke Kondensmilch geschleckt hatte, mitunter blieb er durch Stunden bei mir, lag schnurrend auf meinem Bett, der ich bei gemopsten Weihnachtskerzen verbotene Indianer- und Detektivschmöker verschlang – jählings schmeckte ich wieder die ganze schwermütig süße Stimmung jener kargen guten Stunden. Als der Kater dann nicht mehr kam, nun war ich schon ein gutes Teil herangewachsen, benutzte ich das offene Fenster zum Entweichen, trieb mich durch lange Nachtstunden draußen herum, ließ mich in den Wipfeln der Pappeln bei Steuerwald vom Wind schaukeln, hoch zwischen der dunklen Erde und dem sternbestickten Himmel, trieb mich in den Wäldern herum und belauerte die Eulen, die für mich das Lockendste und Geheimnisvollste waren im nächtlichen Wald. Und sah im frühen Morgengrauen die Rehe in den Feldern am Waldrand, sah die Bussarde kreisen und die Falken schlagen. Jetzt entsann ich mich, wie sich die Erwachsenen oft über mich ereifert hatten, weil ich rasch und überall das Vertrauen aller, besonders aber der als böse verschrienen Tiere erreichte ...

Ich lächelte bitter auf den schlafenden Kater heran: ach, es war ja so einfach mit den Tieren, die auf ein gutes, klares Gefühl immer gut und klar reagieren; – jedoch hatten mir in meiner Kindheit die Tiere wenig gegolten, denn das Herz des einsamen, elternlosen, verprügelten Jungen sehnte sich nach der Liebe der Menschen – wenn es sich auch umsonst geseht hat alle die Jahre hindurch, die entscheidend seine Seele und sein Wesen formten für das spätere Leben ...

Ich sah auf den ruhig schlafenden Kater, auf seine weiße Kehle, auf den schmalen Strich der Lippen, auf das rosane Näschen –

warum eigentlich war ich heute den Tieren so fern, so entrückt, warum lebte ich heute so unentrinnbar im Gestein der großen Stadt? Um sie mir zu erobern mit meinem Können? Ach, welch ein Unsinn, nein, ich war kein Balzac, ich hatte keine napoleonischen Träume, was galt mir Eroberung, was galt mir Ruhm, ich suchte das Leben, das Leben, dem ich entfallen war, suchte ein Leben, in dem sich menschenwürdig leben ließ ... Aber war das ein Menschenleben, dieses einsame Hocken in enger Stube, dieser unendliche Wust von bedrucktem Papier, diese zerdachte, zerschriebene, zerdruckte Welt der Gedanken, des Geistes? Lebte ich nicht wie in einem Glashaus, einer Retorte, als kümmerlicher Homunculus? – Aber dann seufzte ich und stand auf: Ich machte doch jeden Tag meine langen Spaziergänge, ich floh ja täglich aus den Straßen in die freie Natur. Gewiß, ich lief durch sie hin und sah oft nichts von ihr, vielleicht suchte ich nur Ruhe in ihr, die äußere, die in ihr lag, und die innere, die man in ihr fand, Ruhe, um über verfitzte literarische Probleme nachzugröbeln, stilistische Finessen auszuklügeln. Das war nun einmal so! Ich glaubte es an jenem Abend ganz ernsthaft, wie es viele ernste und gegen sich recht strenge Männer ihr Leben lang denken: Mädchen mögen sich mit Blumen, Kinder mit Tieren beschäftigen, für uns Erwachsene ist die Natur etwas Unwirkliches, denn wir haben die Schlachten unseres Lebens in den Cañons der Städte zu schlagen. Gewiß: mit Maßen, zur Erholung, zur Zerstreung und Ablenkung, zur Ferienzeit etwa, aber was darüber war an "Natur", das war von Übel, und außerdem waren Kino und Theater näher und leichter erreichbar ...

Ich stand auf und sah eine Weile auf die schlafende, stumm atmende Kreatur hinab, dann löschte ich das Licht, ging ins Nebenzimmer und legte mich in mein Bett. Mochte das Tier, das sich vermutlich von seinem Zuhause fortgespielt hatte, sich getrost bei mir ausruhen, morgen würde es wieder durch das offene Fenster den Weg ins Freie und wohl auch zu seiner Heimat finden.

ABER AM ANDEREN MORGEN, ALS ICH ERWACHTE, sahen meine Augen als erstes, daß sich die nur angelehnte Tür zum Wohnzimmer sacht öffnete, sah einen runden, klugen, sehr wachen Katzenkopf, der sich durch den Spalt schob, sah in zwei helle, gelbglühende Augen, die einmal durch das Zimmer strichen und dann auf meinem Gesicht verharrten. Und hörte das leise, zärtliche Gurren, das mich bereits in der vergangenen Nacht begrüßt hatte, sah, wie der schlanke Leib dem dicken Katerkopf folgte – schon war das Tier mit schnellem, weichem Sprung auf meinem Bett, schon stelte es über die Decke, und sein Schwanz richtete sich kerzengerade unter meiner Hand, die über seinen Rücken glitt, laut und rasselnd kam das Schnurren, dann tat sich das Tier nieder und schlief schnurrend in den Kissen ein.

Still und beglückt lag ich unter meiner Steppdecke und sah auf das schlafende Tier, freute mich an dem Vertrauen, das es mir entgegenbrachte, freute mich an der Wärme, an der stillen Gemeinsamkeit, die mit ihm in meine Räume eingezogen war, in denen sonst nur hart und einsam gearbeitet wurde. Und stahl mich dann endlich, ungemein behutsam, um den Schläfer nicht zu stören, aus dem Bett, schlich in die Küche, in die Speisekammer, kam zurück mit einer Schale Milch², mit einem Teller, auf den ich das Fleisch geräucherter Bücklinge gehäuft hatte. Aber als ich jetzt die Schlafzimmertür wieder öffnete, lag der schöne, müde Kater nicht mehr auf meinem Bett, er hatte wohl mein Hantieren gehört, hatte seine Folgerungen daraus gezogen – und so ging ich mit ihm in die Küche zurück und stellte ihm dort Schüssel und Teller neben den Herd auf die Dielen. Sogleich machte er sich darüber her, eine Zeitlang pendelte sein Kopf hin und her, er schien nicht recht zu wissen, womit er sein Mahl beginnen sollte, dann kauerte er sich vor dem Fischteller zusammen, begann, mit offensichtlichem Hunger

² Milch ist schädlich für erwachsene Katzen wegen deren Laktoseintoleranz.

und dennoch mit schöner Zurückhaltung und genießerischem Behagen den Fisch zu verspeisen. Und ich saß in Pyjamas auf dem Küchenstuhl und sah ihm zu, bis der Teller blank war wie frisch ausgewaschen – und lauschte dann dem hellen, schnellen Schlag, mit dem die Katzenszunge die mit etwas warmem Wasser verdünnte Kondensmilch in das Mäulchen schaufelte. Darauf kam er wieder gurrend wie ein sanfter Täuber und strich schmeichelnd zärtlich, wie dankbar und verliebt, an meinen Beinen entlang. Wir kehrten ins Schlafzimmer zurück, ich legte mich wieder ins Bett – der Kater lag sogleich an meiner Seite, schnurrte satt und tief und schlief wiederum ein unter meiner streichelnden Hand.

Wieder sah ich ihn an durch lange Zeit. Wie schön, wie makelfrei war doch eigentlich dieses Tier, vollkommen bis in seine letzten, geheimsten Linien. Dieser weiche Fluß der Formen, die, ich wußte es gut, sich spannen konnten, wie wenn starke Federn diese pelzige Weiche zu einer kleinen starken, mörderisch unwiderstehlichen Kampfmaschine machten. Wie vollkommen aber auch jetzt in der Ruhe das seidig gepflegte Fell, die weiche Gelöstheit der Glieder, der runde Schädel mit den spitzen Ohren, Nase und Mund und Kehle, die Ballen der schmalen Pfoten und die Krallen, die im Samt der Branten gleich krummen Dolchen, reißenden Yataganen³, gefährlich schlummerten. Wie schön, wie vollkommen, und war doch nur irgendein Tier – aber wie lange konnte man dagegen unter den Menschen suchen, ehe man ein vollkommen schönes Exemplar fand. Lieber Himmel, ich wußte es nur allzugut aus trüben Erfahrungen: ich brauchte nur eine Woche am Stand, im Bad zu verliegen, um für lang Zeit geheilt zu sein von allen Illusionen, mit denen wechselnd lockende Moden die Glieder der Frauen verschleiern. Es gibt nur wenige Menschen, die nackt schöner

³ *Yataganen* sind orientalische Krummschwerter. Als *Branten* werden in der Jägersprache die unteren Teile der Läufe (Beine) beim Haarraubwild bezeichnet. Beide Begriffe gehören zu den Lieblingsausdrücken des Autors, der sie in sämtlichen Werken anbringt, wo es nur geht.

sind, als sie in ihren Kleidern scheinen – warum war dieses Tier so makellos schön – und warum erscheint uns das Tier niemals nackt? –

Nach einer Weile stand ich auf, ging in den Baderaum, rasierte mich, zog mich an, bereitete mir in der Küche den Kaffee – als ich das Schlafzimmer wieder betrat, lag der Kater nach wie vor in den Kissen. Zwar hatte er seinen Platz gewechselt, war auf die Stelle geschlüpft, auf der ich gelegen hatte und die wohl noch von meinem Körper durchwärmt war, vielleicht aber auch mochte er sich besonders wohl fühlen in meinem Dunstkreis – er schnurrte, als ich mich über ihn beugte, er reckte sich und drückte steif die Läufe von sich ab, und nun glitten kurz die hellen Krummesser seiner Krallen aus dem Pelz – aber die Augen öffnete er nicht. Ich ließ das Bett ungemacht, öffnete die Tür zwischen Schlafzimmer und Stube, ich schloß dort das Fenster, ließ aber die obere Klappe geöffnet, um dem Tier für alle Fälle einen Weg ins Freie zu geben. Dann packte ich meine Aktentasche voll mit den Bibliotheksbüchern, die ich umzutauschen hatte, verließ die Wohnung, aß zu Mittag, machte einen langen Spaziergang am Hafen – die Flut drückte in den Strom, weißer Wellengang spielte über blankschwarzen Wassern, die Möwen schrien, ein großer Passagierdampfer, der nach Rio de Janeiro fuhr, wurde von den Schleppern vom Kai verholt, und an meinem Herzen fraß das Fernweh – ging dann endlich zur Bücherei. Und dort geschah ein Seltsames mit mir: ich verschwand nicht wie sonst immer in der Abteilung für Literatur, ich kümmerte mich weder um Philosophie noch um Geistesgeschichte noch um Kunst, ich wählte mir weder Romane noch Gedichte noch Märchen aus – sondern stöberte lange in der naturwissenschaftlichen Abteilung und landete schließlich vor den Regalen der Zoologie. Und als ich dann meine Auswahl in die Tasche packte, da hatte ich einen Band des großen BREHM gewählt, einen populären Abriß der Entwicklungsgeschichte, einen Band Tierpsychologie und einige bunte Tierbücher aus aller Welt ..

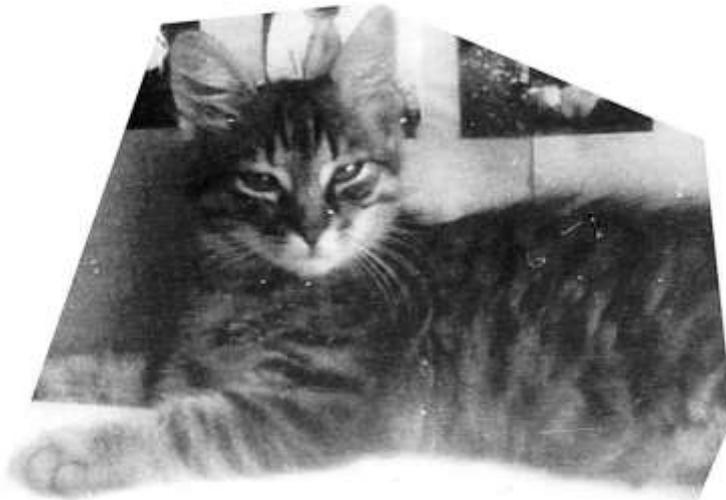
Auf den Straßen meines Heimweges war mir recht unbehaglich über diese Wahl, und ich machte mir gründliche Vorwürfe. Ich tat ja gerade, wie wenn ich Ferien machen wollte, und dazu war es durchaus nicht an der Zeit, denn einmal steckte ich in der Arbeit an meinem Roman, die mich ganz forderte und keine Abschweifungen und Seitensprünge duldete. Außerdem hatte ich mich um anderes zu kümmern als um Zoologisches, um Gustavo Adolfo Becquer⁴ beispielsweise, der ein spanischer Mönch war mit einem deutschen Dichterherzen, um Beardsley und um Meredith, und es war endlich an der Zeit, so meinte ich, daß ich mir einmal die Beziehungen zwischen dem *Peau chagrin* und dem *Dorian Gray* klärte.⁵ – Ach, ich habe sie mir nie geklärt – dagegen blieb ich an jenem Tag lange vor einer Litfaßsäule stehen, aber ich studierte nicht den Theaterzettel, nicht den der Oper, ich sah auf ein großes Plakat, das auf dunkelblauem Grund einen goldenen Tigerkopf zeigte und in seiner Beschriftung zum Besuch des Zoologischen Gartens einlud. Dann setzte ich wie eilig meinen Weg fort, und ich hatte auch plötzlich wirkliche Eile: ich hatte Sehnsucht nach dem schönen, fremden Kater, der in meinem Bett schlief. Aber als ich dann meine Wohnung betrat, war der Kater nicht da, die Wohnung war leer – und sie war mir niemals so leer erschienen wie an diesem Tag. Ich kramte unlustig herum, brachte das Schafzimmer in Ordnung, trank Kaffee, las dann aber nicht und schrieb nicht, rauchte Zigaretten und fühle, daß ich mal wieder in eine Leere gefallen war, die ich nicht so leicht überwinden würde, und in der, wie ich genau wußte, es zwecklos war, mich zur Arbeit zwingen zu wollen.

Am Abend jedoch, als die Lampe brannte, holte ich den BREHM hervor – und dann versank ich tief in die Geschichte des Katzengeschlechts, las von Löwen und Tigern, von Panthern und

⁴ Gustavo Adolfo Bécquer (1836–1870) war einer der bekanntesten Autoren der spanischen Romantik. Er war kein Mönch.

⁵ LA PEAU DE CHAGRIN (1831) ist ein Roman von Balzac (1831), DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY (1890) ein Roman von Oscar Wilde.

Luchsen, von unseren Hauskatzen und von den vielen wilden Kleinkatzen der tropischen Wälder und Savannen. – Und schrak plötzlich auf: im Sessel neben dem Schreibtisch saß der fremde Kater, sah mich an aus gelben Augen und schmalem Pupillenschlitz: ich hatte sein Kommen nicht bemerkt. Nun aber rüstete ich ihm in meiner Freude ein großes Mahl, das er begeistert annahm und bis auf den letzten Rest verdrückte. Dann sind wir mitsammen zu Bett gegangen, denn dessen Kissen waren das weichste Lager, das ich meinem hochverehrten Gast anzubieten hatte. Er hat dicht an meiner Seite gelegen, warm und zärtlich schnurrend, wenn ich ihn einmal anrührte – und ich habe bis an den grauenden Morgen im BREHM gelesen, mit einer Hingabe, mit einem glühenden Eifer, wie ich ihn wohl seit meiner Kindheit keinem Buch mehr entgegengebracht hatte.



Kater Wutze (1970)

ANDEREN TAGES LIESS ICH DAS SCHLAFENDE TIER allein wie am Tag zuvor. Als ich dann aber von meinem Mittagstisch kam, stand ich unschlüssig auf der Straße und wußte nicht recht, was ich mit mir anfangen sollte. In mir war immer noch die große Leere, die ich am vergangenen Abend schmerzhaft gefühlt hatte: Ich wußte, daß es immer noch keinen Sinn hatte, mich zur Arbeit zwingen zu wollen. Aber auch zum Lesen hatte ich keine Lust und nicht zu einem meiner gewohnten langen Spaziergänge. Leere Stunde in einem Kino zu erschlagen schätzte ich am wenigsten, denn zu jener Zeit hatte ich eine recht geringe Meinung vom Film – da, in diesem Dilemma, fiel mein Blick wieder auf das blaugoldene Tigerplakat, gleichzeitig rasselte eine Elektrische an mir vorbei, und ich las auf ihren Schildern, daß sie zum Zoo hinausfuhr. Und schon setzte ich dem gelben Wagen in langen Sprüngen nach, erreichte ihn noch an der Haltestelle und schwang mich just in dem Augenblick in ihn hinein, als er läutend wieder anfuhr.

Warm lag die Sonne auf den Straßen, alle Menschen schienen mir heute fröhliche Gesichter zu haben, lustig klingelte die elektrische Bahn dahin. Kaum, daß ich dem Weichbild der Stadt entronnen war, überkam es mich wie ein Rausch. Gärten dehnten sich nun links und rechts der Straße – wie jubelte überall das frische Grün der Sträucher und Bäume, wie jauchzten die üppigen Farben der Blumen, welch andere Gesichter hatten die Menschen, die in diesen Gärten hantierten, als die Gäste meines Literatencafés, die ewig Antichambrierenden der Redaktionen und Verlagsbüros.

Wie in einer Sturzflut schwemmte es mich davon. Meine Augen waren entsiegelt. Jählings sah ich das, an dem ich durch die letzten Jahre, verbissen, verkrallt in meine Bücher, teilnahmslos und

unberührt vorbeigegangen war: die Schönheit der Dinge, der lebendigen Natur. – Blume, Strauch, Baum, Gras, die Wolken am Himmel, wie schön konnte ein Frauengesicht sein, wie gut ein Männerblick, welche Wunder barg ein schlichter Gartenzaun, eine buntbepinselte Wohnlaube! Wie schmeichelte die Sonne meinen schreibtschmüden Gliedern, die Düfte der tausend Gärten meiner Nase, der weite freie Blick meinen Augen. Ich stand allein auf dem Perron, es war mir, wie wenn ich in ein Abenteuer fuhr.

Dann kam die letzte Haltestelle, das romantische Portal mit seinen Tierfiguren, ich zahlte, der Park nahm mich auf. Ich war wie verzaubert. Es war wie im Märchen. Ich war wie ein Kind, das eine Fee in ihr Märchenland führte. Nein – wie ein Kind war ich, das sich verlaufen gehabt, das sich nun endlich wieder heimgefunden hatte zur Mutter, das nun wieder eintritt in das väterliche Haus und es über alle Erwartung, über alle Maße festlich ausgeschmückt findet.

Meine Seele war aufgepflügt von den Jahren meiner wilden Jugend, von den Abenteuern der großen Städte, von den Trommelfeuern des Krieges. Die dunklen Schollen lagen unter der Sonne und warteten der Saat. Sie hatten durch Jahre und Jahre gelegen, und niemand war gekommen und hatte Samen gestreut in die Furchen. Auch die Jahre, die ich über den Büchern verbracht hatte, vor den Bildern und den Bühnen, auch diese Jahre hatten mich letztlich leer gelassen. Leer und dürstend wie in meinen Kinderjahren atmeten die dunklen Furchen meiner Seele unter der Sonne – aber da war keiner, der ihnen Saat anvertraut hatte. Was aber kam heute und streute mit vollen Händen die Saat?

Saat ... das waren Bilder, war Schönheit, Saat: das war das wirkliche Leben: die Farben der Papageien, das glitzernde Funkeln der Pfauenschleppe, der goldene Schopf des Kronenkanichs, die schimmernde Weiße des Silberreihers, die düstere Schönheit der schwarzen Schwäne, der gläsernde Blick des Pelikans, die drollige Anmut der hundert Enten, das rosarote Märchen der Flamingoherde,

die watschelnde Komik der Pinguine, die bizarre Würde der Strauße, die wichtigen Gesten de Marabus, die leuchtenden Riesenschnäbel der Pfeffervögel und die unglaubliche Erscheinung von Abu Markub, dem Schuhschnabel ... Da war der würdevolle Wiegeschritt der Dromedare, Kamele und Lamas, war die Grazie junger Guanacos, das leuchtende Streifenfell der Zebras, der milchweiße Blick heiliger Zebukühe, das dämonisch Unproportionierte der Gnus, die fremde Anmut afrikanischer Antilopen ... War das dunkelrollende Brüllen mähnenstolzer Löwen, das geschmeidige Schleichen schlanker, goldener Löwinnen in offener Schlucht, war die pelzige Massigkeit brauner Bären, die spielenden Kletterkünste nubischer Steinböcke, Pans heidnischer Blick aus den Augen eines Mufflon-Widders.

... Da war der schaukelnde Stelzengang der Giraffe, die wuchtige Kraft amerikanischer Bisons, die Gereiztheit tückischer Kaffernbüffel, das Jaulen der Seelöwen, die durch ihr weites Bassin fegten, das klagende Murren des Walrosses, die gigantischen Fleischmassen der See-Elefanten, plumpe Gewandtheit der Eisbären, stille Ruhe der Rentiere auf ihrem Plateau. Dort die dumpfe Schwüle im Schlangenhau, der schillernd grüne Katzenblick eines jungen Alligators, der grausig zungenlose Rachen eine Krokodils, die gespenstische Vorsintflutlichkeit der Krustenechsen und der Leguane, der träge Ring einer Riesenschlange, deren Leib sich phantastisch blähte von dem gestern verschlungenen zentnerschweren Schwein ...

Da war das Insektenhaus: berausende Farbenpracht der Schmetterlingsflügel, die überwältigende Befremdlichkeit von Vogelspinne, Tarantel und Skorpion, dort die Nachtmahr des Wandernden Astes ... Woanders das entzückende Farbenspiel zierlicher Fischchen vom Amazonas, schillernde Krötenaugen und eine giftig züngelnde Kobra ...

Drüben das Menschenaffenhaus, rostrote Baummenschen aus den Mangrovewäldern Sumatras: mystischer Urahnblick aus tiefliegenden Augen, die Vergangenheiten schlafender Jahrtausende weckend. Und das Affenparadies mit dem frechen, unzüchtigen Gelichter der Rhesusvölker. – Auf dem weiten Platz der Völkerschau hoben sich die Korbhütten eines singhalesischen Dorfes. Goldschmiede, Teppichknüpfer, Ornamentesticker, die stille Schönheit einer Spitzenklöpplerin, die rasselnden Rhythmen ekstatischer Tänzer.⁶



Tausend Tiere sah ich. Tausend Tiere sahen mich an. Ihr Blick war gut und schien mir seltsam vertraut. War mir vertrauter als Augen der Menschen, in denen ich nur allzuoft Lüge und Falschheit, Heuchelei und Feigheit hatte lesen müssen. Diese Wesen waren anders als Menschen: die lebten in Wahrheit, lebten aus ihrer eigenen Tiefe heraus und hatten den Mut zu sich selbst. Diese klare, einfache Wahrhaftigkeit war es, die mich erschütterte, die an mein Herz

⁶ Von Ende des 19. Jahrhunderts bis Anfang der 1930er-Jahre zogen die sogenannten Völkerschauen ein Millionenpublikum an. Der Hamburger Tierpark Hagenbeck war europaweit im Menschenzoo-Geschäft führend. "Fremde" Menschen wurden neben Tieren im Zoo ausgestellt, sie wurden vermarktet als "wilde Kämpfer" aus Afrika, als "Kannibalen der Südsee", als primitive Urmenschen aus Südamerika. Im Jahr 1931 waren im Tierpark Hagenbeck Angehörige des Volkes der Kanak zu "erleben". Sie stammten aus Neukaledonien, eine Inselgruppe in der Südsee, damals französische Kolonie. Kannibalen waren sie nicht! (Möglicherweise in diesem Zusammenhang wurde das Schimpfwort "Kanake" populär in Deutschland – bis heute.) Diese Aspekte der Völkerschauen werden heute zu recht als rassistisch angeprangert. Andererseits gehören auch sie zur Geschichte der völkerkundlichen (ethnologischen) Aufklärung: von Alexander v. Humboldt und dem früheren Ansatz einer "Völkerpsychologie" über Buch- und Filmdokumentationen "fremder Völker" bis hin zum *Humboldt Forum Berlin*.

rührte, die mir wie ein Ruf war aus verlorener, nie gekannter, immer nur geahnter Heimat.

Irgend etwas brach in mir, knirschte zu Boden, irgend etwas stand auf, reckte sich kräftefroh – das Wissen: ich war in die Irre gegangen alle die langen Jahren meiner Jugend. Ich hatte Gott frech gelästert, denn ich konnte ihn nicht finden in den vergoldeten Salons und in den düsteren Winkeln der Weltstädte, nicht in den Trommelfeuern und Gasschwaden des Krieges – nun aber konnte ich mich neigen vor ihm, der diese Tiere, der diese schöne, wilde, freie Welt schuf, damit wir auf ihr lebten und glücklich sein sollten. Trug der große Gott die Schuld, daß die Menschheit in ihrem blindwütigen Haß gegeneinander aus seiner herrlichen weiten Welt ein dumpf muffiges Zuchthausloch zu machen bereit war? – Ich hatte mich über den Büchern, ich hatte mich im Geiste aufgemacht zur sehnsüchtigen Suche nach der Freiheit, von deren Namen die Welt voll war in den Jahren nach dem Krieg – diese Welt, die ich kannte. Und im Übermut, in der lachhaften Beschränktheit des dem Geist verschriebenen Literaten hatte ich diese Welt eine unvollkommene Welt genannt. Heute erkannte ich, daß ich nichts gewußt hatte von der wirklichen Welt, daß ich sie immer verwechselt hatte mit dem fehlerhaft konstruierten Gebilde jener Welt, die sich der Mensch mit eigenen Händen auf dieser Erde zusammengebastelt hatte ...

VOR DEN GEFANGENEN TIEREN AHNTE ICH die Freiheit der Kreatur. Zwei violette Fliederbäume, zwischen denen ein Goldregenstrauch seine gelben Dolden tropfen ließ, lehrten mich mehr von meinem Vaterland als tausend dicke Bücher eifriger Schreiber, mehr selbst als das knappe Dutzend schwächtiger Bände der großen Dichter. Die japanische Brücke, die Schwäne, die unter blühenden Glyzinen und hängenden Trauerweiden dahintrieben, ein steinerner Buddha aus dem fernen Siam, die zerrissene Fassade eines

indischen Tempels – das alles gab mir jetzt Freiheit. Aber meine zügellose Jugend, der große Krieg, die harte und schwere und oft bitter leere Zeit über den Büchern – all das war nicht umsonst gewesen. Es hatte mich zu mir selbst geführt, es hatte aus mir einen Mann gemacht, der auf eigenen Füßen stehen konnte, der den nichtigen Krimskrams, mit dem wir unser Leben beschweren und füllen, und den wir stolz Kultur nennen, durchschauen und werten konnte – einen Mann, der sich nun frei und stolz und demütig in die Welt einordnete, der er angehörte, der er verschwistert war im vielfältigen Sein.

Ich gehörte nicht den Städten, ihren gleißenden Palästen, nicht dem aufrührerischen Dunkel ihrer Elendsgassen, ich gehörte aber auch nicht den Büchern, die ein Spiegel sind allein des Menschenwerks, des Menschenherzens, des Menschenweges auf dieser reichen Erde, nein: niemals gehörte ich jener schwätzenden Gilde der Schreibenden an, die der Welt vielleicht nicht mehr nützen als alte Jungfern hinter ihren Stickrahmen – – endlich nun sah ich meine Heimat vor mir: ihre Gesetze und ihre Freiheit; einzig dieser Welt Kind war ich, dieser Welt, wie sie aus Gottes Hand gekommen ist, und frei war ich endlich von allen Ketten, denn jetzt, abgerückt von den Menschen und ihrem Lärm des Fortschrittes, sah ich nun, daß Gottes Erde das Einzige ist, das uns gegeben ist auf unserem Weg von Dunkelheit zu Dunkelheit, sah ihre ewige Größe und Schönheit, ihre ewige Weisheit, und ich wußte meinen Platz in ihr, denn Gestammel nur bleibt der besessen glühende Formwillen der Künstler ihrer blühenden Reife gegenüber. –

Das Raubtierhaus. Freches Gegacker junger Füchse, undurchdringliches Antlitz kanadischer Luchse, ein überraschend harmlos wirkendes Stinktier, ein aufmerksamer Dachs, ein Wolf mit wehmütigem Wälderblick, ein Löwe, der seine sich duckende Gattin koste mit streichelnder Zunge, ineinandergerollte Pumas – und dann der Tiger – –

Die schwarzen Eisenstäbe umstarrten ihn wie die Flüche der Hölle. Lang hingestreckt lag er auf den glattgehobelten Brettern seines Käfigs. Den Kopf hatte er um ein Kleines angehoben. Und seine Augen sahen mich an, ihr Blick war schwer von Trauer. – Ich sah nicht das Gold und Schwarz der gefährlichen Pranken, nicht das Weiß der starken Halskrause. Ich sah nur diesen Blick und ertrank in ihm – niemals werde ich aussagen können, was mir geschah, was in mir geschah zu dieser Stunde vor dem Tigerkräftig. Denn eine gute Stunde wohl verbrachte ich vor seinen Gittern, löste mich endlich mit Gewalt – dann aber trieb ich wie abwesend durch alle die Schönheit ringsum. Ich streichelte die weißgetüpfelte Axiskuh, ich spielte mit einem zärtlich zutraulichen Dingo – immer wieder ging ich den Weg zurück, stand ich vor dem Tiger, sah in seine Augen – und hier traf mich schließlich der Wärter an, der mir sagte, daß der Park nun geschlossen würde.



© VIER PFOTEN <https://www.vier-pfoten.de/>

Später, zwischen den abendlichen Gärten, durch deren Dunkel nur hier und da das Licht eines bunten Lampions stach, müde dahintreibend, als abwesender, fremder Gast auf dieser Erde ewig lauter, ewig lärmender Menschen, später ahnte ich: das Beste in uns ist das, was bereits in der Seele unserer Kindheit schlummert. Das naive Entzücken an der Schönheit der Welt, der zärtliche Drang zu den scheuen und schönen Tieren. Mochten meine klugen Kollegen in den Kaffeehäusern und in den Wartezimmern der Zeitungen und Verlage über mich höhnen – ich würde den Mut haben, von heute an bewußt dem zu leben, dem ich unbewußt durch manche Jahre reichlichen Zoll gebracht hatte. Für ihre kalte Klugheit freilich galt der Park der Tiere kaum mehr als das Panoptikum: ein Tummelplatz schaulustiger Provinzler; ihnen war jede Landschaft nur "Gegend", aus der man sich bestenfalls die Kulissen für erdachte Menschen entlieh, die man selbst aber nur in möglichst schneller Fahrt von Stadt zu Stadt mit dem Auto, mit der Eisenbahn durchschnitt. Ich aber wollte nun diesem leben, das ich als das Ewige erkannt hatte: die ungeschändete Erde, dem Werk eines unausdenkbar großen Gottes, den Tieren, die als unsere Brüder über diese Erde gehen.

Ein Schifferklavier dudelte durch die dunklen Gärten. Kreischend rasselte die Elektrische um die Ecke. Ein Hund keifte mich an hinter seinem Zaun: gefangen, ohne es zu wissen. Im nächtlichen Park stieg nochmal das rollende Löwengebrüll auf. – Ich reckte mich in den Schultern, nie hatte ich mich so stark gefühlt in den vergangenen Jahren – und plötzlich wußte ich, daß dieser Weg, dieser demütig im Dienst des Ewigen zu gehende Weg, beschreitbar war auch für den Schreibenden, den ein Dunkles zwang, die dämmernden Gesichte seines Erlebens zu formen, daß sie leuchtend würden. Vielleicht war ich in den vergangenen Jahren nur darum so oft dem Gefühl der Leere erlegen, weil ich mich umsonst um den Stoff mühte, an dem ich meine junge, suchende Kraft bewähren konnte. Ich atmete aus tiefer Brust – wahrlich, nun hatte ich meinen

Stoff: diese ganze Welt mit allem, was da krecht und fleucht auf ihr, was wächst und blüht und stirbt, unsere Erde mit ihren Götter und mit all ihren Dämonen auch ...

ABER DANN SCHWANG ICH EILIG AUF DIE neu heranrasselnde Elektrische – daheim wartete sicher ein graues Tigerchen auf mich, und mein Herz war plötzlich erfüllt von überheißer Sehnsucht nach seiner zärtlichen, makellosen Gegenwart.

Und wahrlich, er schien auf mich gewartet zu haben. Als ich die Tür öffnete und in das von der nahen Straßenlaterne halb erleuchtete Zimmer trat, gurrte es leise irgendwo im Raum, und als ich mich suchend umsah, richtete es sich auf der Schreibtischplatte auf, nahm die Läufe zusammen und krümmte den Rücken im hohen Katzenbuckel. Ich trat an ihn heran, ich strich ihm sein seidig mattes Fell, rasselnd laut schnurrte das Tier, stellte sich dann auf an meiner Brust, legte beide Vorderpfötchen auf den Umschlag meiner Jacke, streckte den runden Katzenkopf vor, rieb ihn an meiner Backe, einmal rechts, einmal links – und dann schnurrte er noch lauter und wetzte seine Krallen im Stoff meines Anzugs.

Quellend warme Freude füllte mein Herz – Freude über die arglose Zutraulichkeit dieses Tieres, Freude über das Ende meiner Einsamkeit. Ja, das war es: nicht länger war ich einsam, in dieser Stube der Bücher und des Papiers, einsam inmitten einer erdachten und erschriebenen Welt. Beglückt seufzte ich auf, für einen Augenblick preßte ich das Tier an mich, es konnte niemals wissen, was sein plötzliches Erscheinen, sein lautloses und unwiderstehliches Eindringen in meine Welt für mich bedeutete, wie stark es mich angerührt, angestoßen hatte – ach, ich ahnte ja in dieser Stunde selbst noch nicht, wie schwer diese anscheinend doch ganz zufällig Begegnung mit diesem Tier in meinem Leben wiegen sollte, ich fühlte nur, daß etwas, ein Steinchen vielleicht, ins Rollen geraten war, aber ich wußte durchaus noch nicht, wohin: welche weiten

Wege dieser Stein rollen würde ... Leicht nur und wie beschwingt fühlte ich mich, zu gleicher Zeit aber auch erfüllt und merkwürdig brennend, und wie sprungbereit – ich wußte, daß ich vor einem neuen Beginnen stand.

Das schmale Tier, das es ebensowenig wie alle anderen Katzen schätzte, festgehalten zu werden, entwand sich mit schlangenhafter Geschmeidigkeit meinen Händen und sprang auf den Fußboden hinab. Als ich nun aber die Stube durchschritt und die Tür zur Küche öffnete, da hörte ich wieder nahe bei mir sein erwartungsvolles Schnurren, fühlte den warmen Leib an meinen Beinen. Zusammen sahen wir in der Speisekammer nach, natürlich hatte ich vergessen, für neue Vorräte zu sorgen, immerhin fand ich noch einiges, sogar eine Dose Kondensmilch, wir teilten redlich miteinander und wurden beide gut und reichlich satt. Und nach dem Essen verfügten wir uns beide, weil wir dort am gemütlichsten zusammen sein konnten, und weil es dort am weichsten und wärmsten war, in das Bett. Natürlich konnte ich noch nicht schlafen, und weil der BREHM-Band zu unhandlich war, um bequem im Bett gelesen zu werden, nahm ich mir den Abriß der Entwicklungsgeschichte vor, die ich mir am Vortag in der Bibliothek entliehen hatte. Und abermals packte es mich, daß ich fast über mich selbst erschrak.

Ja, war ich denn bisher wie ein Blinder durch diese Welt gelaufen, blind – und taub noch dazu? Dabei hatte ich doch schon in der Schule Unterricht in Zoologie und Botanik gehabt – ach, dieser Unterricht in den Schulen! Da war viel Gehirnakrobatik und wenig Erleben: man hatte sich Namen einzuprägen, Bilder, Reaktionen und Handlungsabläufe, aber man sah nichts, rein nichts wirklich und greifbar – war es ein Wunder, daß es sogleich wieder aus den Hirnen rutschte, sobald die Lehrer ein Thema dieser merkwürdigen Exerzitien beendet hatten? Eine Quälerei war uns Jungens damals diese ganze Art Naturlehre gewesen, stupides Einpauken, blödes Repetieren – heute, in meinem Bett, bedrängt noch von den tausend

Bildern des Tiergartens und den schlafenden Kater dicht neben mir, heute stellte ich fest, bedrückt und beseligt zur selben Zeit: daß das Wissen um die Natur und das Forschen nach ihren Geheimnissen Gottesdienst ist – selbst für mich zweifelnden Sucher, der dennoch durchaus bereit war, sich zu neigen vor Größe und Geheimnis: die einzig wahre, einzig mögliche Art von Gottesdienst. –

Ich hatte den Tag damit verbracht, mir die Tiere anzusehen, ich hatte an der Mannigfaltigkeit ihrer Formen die Fülle und den Reichtum dieser Welt erkannt, und sie hatte mich, der ich über meinen Büchern verarmt war, überwältigt. Ich hatte aus der Welt des beschriebenen, bedruckten Papiers hinausgefunden und hatte diesen Tag hindurch vor der Pforte des Lebens gestanden. Mit einiger Unlust nur nahm ich jetzt das Buch zur Hand, wollte im Grunde nichts weiter von ihm, als daß es diese Stunde füllte und mir zum Schlaf verhalf. Dann aber – dann sollte ich just an dieser Entwicklungsgeschichte das Leben, das ich am Tag bewundert hatte, von dem ich magisch angezogen wurde, erst wahrhaft sehen lernen. Ich las den großen Roman vom Werden dieser Erde, vom Werden des Lebens, das ewig zeugte, ewig sich wandelte zu neuen Formen, einander fremd und dennoch alle miteinander verwandt. Vor meinen Augen rauschen die Meere, von denen der größte Teil unserer Erde bedeckt ist, ich hörte das Rauschen, ich sah das grüngoldene Leuchten in den nachtschwarzen Fluten, ich erkannte im Schoß der Ozeane die erste Wiege des Lebens. Das donnerdunkle Rauschen ihrer Wellen in meinen Ohren, getragen von den Rhythmen der Dünung, glitt ich über die Wellenberge und Wellentäler der Schöpfung, durch die Erscheinungen der Entwicklung: von den Urtieren und Moneren zu Larventieren und Hohltieren, von den Würmern zu den Gliederfüßlern, von den Weichtieren zu den Schalenträgern, von den Stachelhäutern über Gleichflosser und Chordatiere zum Lanzettfischchen und mit ihm hinein in das große Reich der Wirbeltiere: Fische und Lurche,

Kriechtiere und Vögel und Säugetiere – eines ging aus dem anderen hervor, alle hatten sich aus dem Einen entwickelt.⁷ Und ich verfolgte den Weg des organischen Lebens und seiner Entwicklung: Algen und Moneren im Algonkium vor etwa einer Million von Jahren; Tange, Würmer und Moostierchen im Kambrium; Kalkalgen, Urrundmäuler, echte Fische im Silur; erste Landpflanzen, erste Landtiere im Karbon und Devon; Nadelhölzer und Urreptilien im Perm; Riesenschachtelhalme und die ersten winzigen Säugetiere im Trias; Kryptogamen und der Vogel Archaeopterix im Jura; die ersten Laubhölzer, Beuteltiere und Zahnvögel in der Kreide; heute noch lebende Pflanzen, Halbaffen, Nagetiere, Urraubtiere im Oligozän und Eozän; Menschenaffen, Mastodonten, Riesengürteltiere im Pliozän und Miozän; ich sah das Mammut, das wollhaarige Nashorn, Riesenhirsch, Säbeltiger und Höhlenlöwe im Diluvium Deutschlands Erde bevölkern – ich ließ das Buch sinken und starrte mit brennenden Augen in die schweigende Nacht: in welcher Welt lebe ich – in welcher unaussprechlich großen, geheimnisvoll vom Geist des Schöpferischen durchwirkten Welt bin ich begnadet, leben zu dürfen?⁸ –

Ich lebte in ihr – aber was wußte ich von ihr? So gut wie nichts wußte ich, denn ich hatte sie bisher nicht gesehen und war nur belanglosen Lächerlichkeiten nachgelaufen. In dieser Stunde aber spürte ich, daß ich nun mein Leben daran setzen würde, so tief in Reichtum und Geheimnis der Welt und des tierischen Lebens einzudringen, wie mir das nur möglich war. Und ich wußte: wenn ich nun diesen Weg gehen würde, konnte ich nicht länger ein Nurkünstler sein und ich mußte mich davor hüten, ein Nurgelehrter zu werden. Wenn ich diesen Weg gehen und seinen Reichtum für mich ausschöpfen wollte, dann mußte ich – meine Hand fand die

⁷ Heraklit von Ephesos: .. ἐκ πάντων ἓν καὶ ἐξ ἑνὸς πάντα (aus Allem Eins und aus Einem Alles).

⁸ Auf eine sehr lesenswerte, achtsame Einführung in das Thema möchte ich gerne hinweisen: Franz Xaver Graf Zedtwitz: QUER DURCH DIE TIERWELT (Berlin 1932). Der promovierte Biologe Zedtwitz war William Quindt in seiner Haltung sehr nahe. Sein autobiographischer Roman FELDMÜNSTER wurde 2019 bei A+C wiederveröffentlicht. Vgl. auch https://de.wikipedia.org/wiki/Franz_Zedtwitz

Wärme des nahe mir ruhenden Katzenleibes, das Tier gurrte leise im Schlaf, dann streckte es sich behaglich und schnurrte ... ja, dann mußte ich lernen zu gestalten nicht aus irgendwelchen Träumen, sondern aus der Wirklichkeit. – Der Kater schwieg unter meiner streichelnden Hand, ich löschte das Licht und fiel, übermannt von den Erlebnissen dieses Tages, sogleich in tiefen Schlaf.

AM NÄCHSTEN TAG STELLTE ICH FEST, daß dieser Kater, der entschlossen schien, bei mir zu bleiben, auf den Namen *Hinz* hörte. Das trug sich folgendermaßen zu: Ich saß am Schreibtisch und las, denn ich hatte meine Arbeit zur Seite geschoben, weil es mir unmöglich war, sie fortzusetzen, weil es mir auch hundertmal verlockender erschien, mich in das Reich jener Wissenschaften hineinzupirschen, die sich mit den Tieren und mit dem Leben auf der Erde befaßten. Ich saß also, wie ich oft in der vergangenen Zeit gesessen hatte: über Bücher gebeugt; aus diesen Büchern jedoch, einer Tiergeographie, einem Band Plaudereien über die Tierseele und einem Band BREHM stieg mir eine ganz andere Beseeligung auf, als ich sie aus den Seiten je erfahren hatte, die der Kunst und der Philosophie gewidmet waren; – erfüllt von dem beseeligenen Gefühl, leerem Gerede entronnen zu sein und zu wandern durch blühendes Heimatland, saß ich und las – da gab es halb in meinem Rücken ein weiches Plumpsen, ich hörte das sanfte Gurren, mit dem der heimkommende Kater mich grüßte, und dann hörte ich wenige Sekunden später, wie er im benachbarten Schlafzimmer auf das Bett sprang. Nach einer Weile stand ich auf und sah nach ihm. Er hatte sich am Fußende des Bettes auf der Steppdecke zusammengerollt und schlief bereits tief und fest. Nachdenklich und wohl auch voll weicher Zärtlichkeit sah ich auf das schlafende Geschöpf. Es war die Unbeirrbarkeit, mit der das Tier an seinem neuen Heim festhielt, die Vertrautheit, mit der es sich in meinen Stuben bewegte, die an mein Herz griff. Denn alles Vorherige lag ja für mich im Dunkel: ich wußte

nicht, woher der Kater kam, mit welchen Menschen er bisher zusammengelebt hatte, wußte nicht, wie er den Weg zu mir gefunden hatte, warum er sich just meine Wohnung ausgesucht hatte, – im Grunde wußte ich nicht einmal, ob es gerade bei mir ihm wirklich so gut gefiel, wie ich mir das einredete, wußte auch nicht, wodurch ich mir sein Wohlwollen erworben haben sollte. Ich stand und sah auf den Schlafenden herab – welchen Menschen mochte er vordem Gefährte gewesen sein, mit welchem Namen mochten sie ihn gerufen haben? Ich stand und sann, sann eine Reihe von Katzennamen hindurch, von denen der eine oder andere vielleicht passen mochte. Und dann sagte ich leise in den halbdunklen Raum, in den nur das Licht meiner fernen Schreibtischlampe fiel, flüsterte ich in dieses Halbdunkel dieses eine Wort: "Hinz .." – Er schnellte auf wie gestoßen, er gurrte so laut und stark, wie ich es noch niemals von ihm gehört hatte, gurrend sprang er vom Bett hinab, war im Nu bei mir, rieb sich an meinen Beinen und schnurrte laut und rasselnd. – In den folgenden Tagen probierte ich das gleiche noch einigemal, es glückte immer: der Kater hörte auf den Namen Hinz – und so ist ihm dieser dann geblieben.⁹

ACH, IN DIESEN FOLGENDEN TAGEN hatten wir viel miteinander zu tun, der Kater Hinz und ich – wir machten nämlich Bestandsaufnahme auf den Bücherbrettern, in den Manuskriptladen, Bestandsaufnahme auch in meinem Hirn. Niemals habe ich, wenn ich auf der Wanderfahrt meines Lebens einen Bezirk hinter mir ließ, um neuen, lockend sich breiten Horizonten entgegenzuziehen, das Vergangene verleugnet. Was ich in ihm geerntet, das ließ ich nicht achtlos aus den Händen gleiten und trat es nicht in den Schmutz: ich nahm es mit mir, und so schritt ich aus jedem Lebensbezirk bereichert von dannen. Mochte sich auch manche Arbeit dem Wandernden nicht "bezahlt" machen, wie bürgerliche

⁹ <https://www.nationalgeographic.de/tiere/2019/04/hoeren-katzen-genauso-auf-ihre-namen-wie-hunde>

Freude mir mitunter gern vorzuwerfen pflegten, immer half sie mir, zu meinem Selbst zu finden – besseren Lohn hat niemand von seiner Arbeit zu erwarten! So fiel auch die Bestandsaufnahme über meinen geistigen Besitz recht milde aus: ich hatte nichts über Bord zu werfen, hatte nichts abzuschwören und nichts zu verleugnen. Ich war ein Mensch meiner Zeit, war durch die Städte dieser Welt gelaufen und hatte mich behauptet im großen Krieg. Ich hatte an mich gerafft, was diese Städte an Reichtümern aufgespeichert haben in Galerien und Bibliotheken, und ich war neben meinen Mitmenschen den städtischen Kulturen nachgegangen, die zelebriert werden von Orchestern, Bühnen und auf der flimmernden Leinwand. Hatte mich ehrlich bemüht, die Summe der Kultur zu fassen, die zwanzig Jahrhunderte und ebensoviele Nationen zusammengetragen haben für das Haus, in dem sie und ihre Nachkommen wohnen wollten – ich durfte mich heute, gestärkt und gefestigt, mit geschärftem Blick und geübtem Ohr und geschultem Denken, getrost aufmachen in das stille Reich der Forschung und der Wissenschaften, die, ich fühlte das damals schon gut, mich tief hineinführen sollten in das an Zauber und Wunder reiche Land der Tiere. – Es gab kaum etwas in dem alten Land, das den Menschen wirklich fesselte und damit mich als Schriftsteller hielt. Das neue Land aber lockte mit tausend Rufen, und wenn der Schriftsteller auch sah und wußte, daß die neu zu erwerbenden Stoffe bislang oft nur für die Wissenschaft von Interesse waren, daß sie dem breiten Publikum zumeist platt und dürftig ausgewalzt, in billigen, lieblos heruntergeschriebenen Jugendbüchern, in gedankenlos zusammengestellten Bildbänden gereicht worden waren, wenn er die großen Schwierigkeiten der kommenden Arbeit sah vom ersten Augenblick an ... – Mich hatten Schwierigkeiten immer gereizt, ich freute mich darauf, sie zu überwinden. Und ich brannte darauf, den neuen Weg mit ungeteilter Kraft zu beginnen.

Darum ging es den Manuskripten in den Schubladen sehr kläglich. Plötzlich fand ich die Idee meines verbummelten Studenten, diesen Erdball zu vernichten, weil er ihn für unzureichend hielt, verbrecherisch, albern und kindisch frech ... Denn was waren wir Menschen auf dieser Erde? Galten wir den Göttern mehr, als das große Geschlecht der Säugetiere ihnen galt? Diese Götter – wir hatten sie geträumt nach unserem Bilde, denn als wir sie schufen, wußten wir nichts von den wirklichen Gesetzen, von denen die Erde regiert wird wie das ganze Weltall. Und die Vielen, die über die Unzulänglichkeit dieser Welt klagen – ach, es war ja längst Mode geworden, dieser Welt zu beschimpfen, sie für abscheulich zu erklären – diese Vielen hatten durchweg keine blasse Ahnung von der wirklichen Welt. Wenn sie das Wort *Welt* aussprachen, meinten sie nichts anderes als das Gebilde, das die Menschen sich auf dieser Erde errichtet haben, um sich aus lösen aus den ewigen Gesetzen der Natur, dieses Gebilde, das den Göttern vielleicht nicht mehr gilt als die Ameisenhaufen im Wald. Nein, die Gesetze des Kosmos umfassen mehr als die Gesetze der Ameisenvölker. Mein lümmelhafter Scholar wurde von mir in geheimer Exekution kurz und gründlich hingerichtet – und der Kater Hinz spielte fröhlich mit den sich zu meinen Füßen häufenden zerknüllten Papieren!

Ja, den Manuskripten also ging es trübe, aber auch die neuen Arbeiten, die ich nun bald in Angriff nahm, unsicher noch haschend nach allem spontan Lockenden, mitunter stolpernd auf dem neuen Boden, manchmal fehlgreifend daß ich in späteren Jahren bisweilen mitleidig lächeln mußte über mein Ungeschick – diese neuen Arbeiten hatten es schwer, vor mir zu bestehen. Meine früheren Texte zu wägen und zu prüfen, hatte ich nichts gehabt als bedrucktes Papier anderer Schreiber, gegen das ich sie abschätzen konnte nach Stil und Gehalt – für meine neuen Erzählungen, zumindest für die Stärke des Gefühls, das sie beseelte, hatte ich einen scharfen, unbestechlichen Prüfstein. Der Kater Hinz war dieser Prüfstein nicht,

nein, solches ist nicht Katzenart. Er hatte Entscheidendes in mir ausgelöst, aber er geruhte nicht, davon Notiz zu nehmen. Ihm blieb es auch ganz gleichgültig, ob ich ihm Baudelaires *L'Irreparable* vorlas oder *Mowglis Gesang wider die Menschen*; er lag in den Kissen seines Sessels neben dem Schreibtisch, er blinzelte nur klug und verschlafen, wenn ich ihn um seine Meinung bat, er erhob sich lautlos und schritt schön und stolz davon, still im dunklen Schlafzimmer verschwindend, wenn ich allzu laut las. –

Nein, die Waage, auf der ich meine Arbeiten wog, war der Zoologische Garten, waren vielleicht lange Zeit allein die achatenen, weltabgezogenen Augen des Tigers hinter seinen Gittern. – Es gab Menschen genug, die ein solches Verfahren für argen Frevel hielten, denn was für Menschen geschrieben wurde, das mußte auch, so meinten sie, und mußte allein vom Menschen geprüft und erwogen werden. Nun war mir ein solches mitunter recht angenehmes Verfahren durchaus nicht fremd, und es war auch kein Mangel an jungen Damen, die gern Musette¹⁰ gespielt hätten – aber hier war ich unbelehrbar anderer Ansicht: wenn etwas aus der Natur heraus gestaltet worden war, mußte es dann nicht vor eben dieser Natur bestehen können? Ein Buch, das man nicht im stillen oder im stürmischen Wald lesen konnte, vor der lächelnden oder der tobenden See, zwischen grünen oder goldenen Feldern unter der Sonne – ein Buch, das hier nicht bestand, hier nicht den Leser bereicherte, dieses Buch war nicht wert, geschrieben, gelesen worden zu sein. Denn wenn Kunst ein verdichteter Abglanz des Lebens ist, wie das die Eitlen und Hochmütigen streng behaupten, dann muß sie neben dem Glanz dieser Welt unangetastet bestehen können. Ich hatte ja nun eigentlich recht selten eine solch hohe Meinung von den Künsten gehabt, aber jetzt, auf diesem neuen Weg, fand ich nur allzubald heraus, daß die Bücher der Wissenschaften meiner Probe weit eher standzuhalten vermochten, als die der Kunst. Wenn ich

¹⁰ Assoziiert Puccinis Oper *La Bohème*, in deren Künstleratmosphäre eine Sängerin Musette vorkommt.

diese auch niemals verleugnet oder geschmäht habe, sind sie im Laufe der Jahre immer weniger geworden in meinem Haus, immer seltener kamen sie in meine Hand, denn vieles, was sich wichtig gab, war nichts als Geschwätz. –



Kätzin Goa (um 2008)

ZU JENER ZEIT DES UMBRUCHS ABER nahmen zuerst einmal die Bücher ab, die ich auf meinem Schreibtisch häuften und gelesen sein wollten. Nun kam es mir auf andere Dinge an als auf das Lesen: ich entdeckte das Naturhistorische Museum, ich hatte mein Abonnement für den Tierpark, bald kam ich durch diesen Garten und durch meine in Zeitungen veröffentlichten Arbeiten mit vielerlei Menschen zusammen, die sich alle in irgendeiner Weise mit den Tieren zu schaffen machten: als Züchter, Tierpfleger, Forscher, Sportsleute, Jäger, als Tierärzte und Tierhalter. Ich verbrachte viele

Tage auf planvollen Ausflügen, ich reiste, sah mir andere zoologische Gärten und Museen an, studierte am Rand der Nordsee das Leben der Quallen und hatte alle Mühe, mich daran zu hindern, aus dieser Liebhaberei ein Spezialstudium zu machen; ich lauschte dem Hirschbrüllen in den Wäldern des Harzes und lag im Frühjahr und im Herbst unter den Straßen des Vogelzuges. – In jenem Jahr mußte erst der Winter kommen, ehe ich den Büchern mehr Zeit opferte als die Stunden des Abends und die ersten der Nacht. Dann freilich zog langsam eine neue Bibliothek auf die Bretter der Regale: der GROSSE BREHM vor allen Dingen und in zwiefacher Gestalt: in der neuen und letzten, die ihm unsere Gelehrten gegeben haben, aber auch in seiner alten und höchst anziehenden Ausgabe, die noch von Alfred Brehm selbst gestaltet und von niemandem verfälscht worden war. Noch strengere Wissenschaft baute sich reichlich neben diesen Büchern auf, und endlos wurde die Reihe der Bilderbände, denn mehr, als alle Psychologen mir vom Tier zu künden wußten, galt mir die eigene Schau von Bild und Abbild. Daneben versaß ich viele Stunden winterlicher Tage und Abende vor den Kathetern dozierender Wissenschaftler. –

Gewichen war von mir Unfreiheit und Bedrückung vergangener Jahre, gewichen das oft namenlos entmutigende Gefühl, neben dem Leben stehe zu müssen. Ich hatte mein Reich gefunden, hatte mich entschieden für die Umwelt¹¹, für dieses Leben – mir galten die ewigen Dingen mehr als ihr oft unhörbar leises und immer vielfach gebrochenes Echo, das sie in den Werken der Künste finden. Die ewigen Dinge: die Gestirne und die Meere, die Gezeiten der Ozeane und der Wind, der über diese Erde geht von Ewigkeit zu Ewigkeit, Stein und Pflanze, Busch und Baum, vor allem aber das weite und tiefe Reich unserer Brüder in tausenderlei Gestalt in Wald und Feld, in der Luft und in den Wassern. Ich hatte mein Reich

¹¹ Der Begriff wurde zuerst wohl von dem Zoologen und Philosophen Jakob Johann v. Uexküll verwendet, allerdings in anderer Gewichtung: UMWELT UND INNENWELT DER TIERE (1909).

gefunden, ich fühlte mich bald heimisch darin und trank täglich neue Kraft aus ihm, ich lebte und forschte, ich wanderte und arbeitete – und neben mir, verschlafen bei Tage, unheimlich wach zur Nacht, faul, graziös, maßlos verleckert und von immer makellos vollkommener Schönheit, lebte der Kater Hinz.

Hatte es jemals eine Zeit gegeben, in der ich einsam diese engen Stuben bewohnt hatte? Wenn ich sie mir ins Gedächtnis zurückrief, so schauerte ich, kaltes Frösteln überfiel mich über die Leere, in der ich weltfern meine Tage und Nächte versponnen hatte. Welch eine Merkwürdigkeit lag darin, daß dieses unaufdringliche Tier die Atmosphäre meines Lebensraumes von Grund auf hatte wandeln können, sie durchdringen mit seiner Persönlichkeit, durchtränken mit seiner Aura! Er war ein Tier, seine Aura kam aus der wirklichen Welt, aber sie mengte sich geheimnisvoll leicht mit der kühlen Luft des asketisch strengen geistigen Arbeiters – und sie machte es, daß diese geistige Arbeit sich jetzt nicht mehr in den Ländern Utopiens verlief. – *Nur ein Tier?* Ach, mit dem Kater Hinz war mir mehr gegeben worden als ein sympathischer Stubengenosse: durch ihn und mit ihm hatte ich die Verbindung zur Welt, zur Natur, zum Reich der Tiere gefunden, dort, wo es am einfachsten erschien, am klarsten und hellsten, und wo es doch, sah man näher, grub man nach Grund, oft bis zur Unheimlichkeit rätselhaft blieb.



Europäische Wildkatze im Naturpark Bayerischer Wald¹²

DENN, WAS WAR DAS: EINE KATZE? Schlank und federnd, in jeder letzten Linie von vollkommener Schönheit, schritt weich und zärtlich, verspielt und grausam, seidig glänzend ein kleines Tigertier durch meine Räume – war es nicht ein schöner Gedanke, daß dieses Tier einstens aus den großen Wäldern Germaniens den Weg zum menschlichen Herd gefunden hatte, etwa auf dem gleichen Weg wie der Wolf, der sich unter der Hand des Menschen zum Hund wandelte in seinen aberhundert Rassen? Konnte man nicht stolz auf die Hauskatze weisen, zumal auf den starken Kurzhaartiger, der das alte Wildkatzenerbe sichtbarlich unverfälscht durch die Jahrtausende getragen hatte, geradenwegs aus der wilden Jagd von Wodans Heer zwischen Couch und Zentralheizung unserer modernen Haushaltungen? So einleuchtend vielleicht auch dieser Gedanke war, dieses Tier ist auf anderem, verschlungenerem Weg zu uns

¹² GFDL, Cc-by-sa-3.0

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:European_Wildcat_Nationalpark_Bayerischer_Wald_02.jpg#/media/File:European_Wildcat_Nationalpark_Bayerischer_Wald_03.jpg

gekommen, und es ist das letzte unserer Haustiere. Die Katze wurde keineswegs vom Menschen aus Nützlichkeitsgründen zu sich herangezogen, etwa darum, daß sie ihm die Mäuse kurz halte. Dafür bedienten sich unsere Ahnen des Frettchens, die alten Griechen des Wiesels. Die Spur der Katze aber zeigt nach Afrika, führt zu der Falbkatze Nubiens, ihre Spur führt zu den Altären der Götter, zur Göttin Pachet von Benihassan, zur Mehit von This, zur Sachmet, die in Memphis verehrt wurde, zur Löwin Tefnet und ihrem Gatten Schu oder Onufri, die man in Leontopolis verehrte, der Stadt, die diesem heiligen Löwenpaar geweiht gewesen ist. Leuchtend sichtbar als heiliges Tier wird die Katze zum erstenmal – dreitausend Jahre etwa vor Christi Geburt – in den Tempeln der ägyptischen Löwengöttin Bastet, die in ihrer Stadt Bubastis residierte, katzenköpfig, die Dämonen verscheuchende Sistrumklapper der Tänzerinnen schwenkend, den Henkelkorb am Arm und in der Hand den Löwenkopf der Sachmet haltend, zum Zeichen wohl, daß sie mit der mächtigen, der schrecklichen Göttin der Schlachten eines Blutes ist.

Aber das Auftauchen der kleinen nubischen Falbkatze an diesen heiligen Altären hat bereits eine Vorgeschichte, die in den strengen und oft düsteren Ernst der ägyptischen Religionsgeschichte einen fröhlichen Klang bringt, der wie das heitere Maunzen eines weltkundigen und daher recht selbstzufriedenen Katers an unser Ohr rühren mag. Denn nicht immer hat Bastet den Löwenkopf der Sachmet nur in der Hand getragen: einmal saß dieser Kopf auch auf ihren Schultern, und das eigentliche Tier dieser Göttin – die Göttin war auch des Mondes, der Wollust und der Fruchtbarkeit – ihr eigentliches Tier, heilig an ihren Altären, war die Löwin. Goldene Löwinnen wurden gehalten der Göttin zu Ehren an den unzähligen Altären der Stadt Bubastis, in all ihren Tempeln – und solches mag den Priestern oft sauer genug angekommen sein. Denn wenn die alten Ägypter auch unstreitig viel von den Tieren verstanden, die sie verehrten, wenn sie in ihrer Kunst die herrlichsten Tierplastiken und

Tierbilder alter Zeiten geschaffen haben und einen Mythos dazu, dessen Reste noch heute in der Folklore aller Kulturvölker aufzuspüren sind: Wundermenschen waren auch sie nicht, auch unter ihrer tierverständigen Hand blieb eine Löwin immer eine Löwin, sie war nicht immer randvoll gesättigt und war gewiß auch, fern allen mähenstolzen Löwen, oft genug einmal schlechter Laune ... Es wird manchen wenig erbaulichen Altardienst gegeben haben in den Tempeln der Stadt Bubastis, sintemalen es nicht jedem Priester der katzenköpfigen Göttin als Verdienst erschienen sein mag, möglicherweise gefressen zu werden von dem der Göttin heiligen Tier. – Und so mag auf einer Heiligen Synode der Jubel groß gewesen sein, als ein Priester der Bastet, heimkehrend von einem Feldzug aus Nubien, seinen verehrten Kollegen ein Löwlein wies, das erfreulich handsam klein war und stetig blieb, sanft und zärtlich und ein priesterliches Streicheln lohnend mit dankbarem Schnurren – die nubische Falbkatze also, die schon seit Jahrhunderten in den Hütten der schwarzen Menschen als Mäusefängerin lebte. Erklärlicherweise wurde beschlossen, die ungefügen Löwinnen aus den Tempeln der Bastet zu entfernen und sie zu ersetzen durch dieses kleine, harmlose und daher überaus sympathische Katzentier. Und da wiederum dieses Tierchen solcher Verehrung gegenüber sich außerordentlich dankbar zeigte, kannte auch bald der Dank der Priester kaum noch Grenzen. Die Katze wurde das heiligste aller Tiere im Land des Nils, schwerste Strafe stand auf ihre Tötung, in späten Jahren noch erschlug man, nichtachtend aller Peinlichkeiten, die daraus erwachsen mußten, einen Römer, der sich mit dem Mord an einer Katze befleckt hatte; ihre Leichname wurden einbalsamiert, mit Prunk zu Grabe getragen, und die Familienmitglieder des Hauses, dem eine Katze gestorben war, ließen sich die Köpfe kahl scheren.

Denn nicht lange blieb das anmutige Tier auf das Leben in den Tempeln allein angewiesen: es fand den Weg zum bürgerlichen

Herd, fand vor allem auch den Weg zu den Menschen, die der Göttin Bastet ergeben waren. Gerade einsamen, stillen, ungeselligen Naturen, den Frieden liebend, die Nacht und auch den Mond, dessen silbernes Licht die Erde magisch verzaubert, wurde die Katze zweifellos zur Gefährtin ihrer Häuslichkeit. Frauen und stille Sonderlinge werden es gewesen sein, die überall auf der Welt freudig die Katze in ihr Heim aufnahmen, in Arabien, in Indien, selbst im fernen Siam, wo das Tiere abermals heilig gesprochen wurde und Heimstatt in den Tempeln fand, auch in Europa, wo sie jedoch erst zur karolingischen Zeit ihren Einzug hielt.¹³ Damals aber schon haftete ihr das Odium des Unheiligen, des Teuflischen an, denn der Christengott hatte in den Ländern des Abendlandes über die heidnischen Göttinnen gesiegt: Isis, Aphrodite und Astarte, in deren Kult und Gefolge die Katzen, weich und sinnlich, schön und vieldeutbar, Tiere des Mondes und der Lüste, aufgenommen und rasch heimisch geworden waren. Und so wurde sie von allem Anfang an geliebt und angebetet von der einen Seite, verdammt und gehaßt von der anderen. Die Katze aus dem fernen Nubien überschwemmte in kurzer Frist Europa, mischte sich hier, allem Anschein nach recht erfolgreich, mit den heimischen Katzen, ehe diese vom immer eifrig Ordnung schaffenden Menschen ganz ausgerottet worden waren, und trug so gelassen den Fluch, der im Abendland auf ihr lastete, wie sie im Morgenland die Verehrung über sich ergehen ließ und läßt – gilt sie doch im Islam noch heute als das geliebteste Tier Mohammeds, der seine Getreuesten mit dem Titel *Vater der Katzen* auszuzeichnen pflegte.¹⁴

Tier des Mondes, Tier der Wollust, Tier der Fruchtbarkeit, verdammt von den Nüchternen, schwärmerisch geliebt von den

¹³ Auch aktuellere wissenschaftliche Erkenntnisse (u.a. aufgrund von DNS-Untersuchungen) belegen, daß die europäische Wildkatze wohl seit jeher in Europa ansässig war (autochton) und die Falbkatze erst später nach Europa kam und sich dort mit dieser vermischt hat. Aus diesen Kreuzungen ist offenbar die heutige Hauskatze entstanden. (Hinweise im Netz sind teilweise widersprüchlich.)

¹⁴ <https://www.dailysabah.com/deutsch/deutschland/2017/12/11/die-liebe-zu-katzen-ein-zeichen-des-glaubens-im-islam>

Romantischen, den Glühenden, den Einzelgängern, den Dichtern und den Frauen – so schreitet sie lautlos und geschmeidig durch unsere Nächte. – Niemals werden sich die Menschen ereifern über Wert oder Unwert des Rindes, des Pferdes, des Federviehs, des Schweines oder auch des Hundes, diesem ewigen Gegenpol zur Katze, die dort frei bleibt, wo er sich versklavt auf Gedeih und Verderb – über die Katze tobt noch heute die Schlacht grundverschiedener Meinungen, an der Katze scheiden sich, heute wie in jeder Generation, die Geister. Laut hallen die Anklagen der Gerechten: sie ist ein fremdes Tier und stört in mancherlei Weise die Harmonie unserer Landschaft; sie ist schädlich und vernichtet den Vogelbestand; sie ist untreu, falsch, sie ist wasserscheu, sie stört durch den schamlosen Gesang bei ihren nächtlichen Liebesfesten ehrenwerte Bürger im wohlverdienten Schlaf. Die Praxis bleibt durchaus nicht bei diesen Anklagen stehen; sie tobt sich in unzähligen Taten aus: jeder Singvogelfreund schießt gnadenlos die Katze ab, die durch seinen Garten pirscht; kein wertloseres Tier als eben die Katze wissen die Jäger, um den Schneid ihrer Hunde im Raubzeugwürgen zu erproben; selbst Menschen, die angeblich der Katze zugetan sind, denken sich nichts dabei, überzählige Junge irgendwo auszusetzen, nachdem sie sich an ihrer Anmut sattgesehen haben. Jedoch sind die Liebhaber der Katzen auch nicht mit Stummheit geschlagen; lauter fast noch als die Sprüche der Verdammung ertönt die Lobpreisung der Katze, auch in Büchern, Bildern und Filmen. So können wir also ruhig die Streitenden ihrem Streit überlassen und uns freuen an diesem, an Schönheit und Grazie vollkommensten unserer Haustiere.

Nubische Falbkatze (*Felis sylvestris libyca*)

Denn ein Haustier ist uns die Katze aus dem fernen Nubien, aus den Tempeln von Bubastis, aus dem Gefolge von Isis, Astarte und Aphrodite, diese alte leise Begleiterin der Hexen und der Zauberer geworden, wengleich der Hauch ihrer romantischen Vergangenheit sie auch heute noch umwittert und in den Mären, die törichter Aberglaube um sie windet, albern phantastische Blüten treibt – nett davon ist einzig nur der rheinische: daß ein Mädchen, das von einer glücklichen Ehe träumt, die Katzen gut zu füttern habe. Alles andere ist dunkles, dummes, krauses Zeug, das im strengen Widerspruch zu der weit verbreiteten Ansicht steht, daß nämlich der Mensch ein denkendes Wesen sei. Denn obwohl längst die Zeiten vorbei sind, in denen die Katze hierzulande das erklärte Teufelstier¹⁵ war und zu zehntausenden auf flammenden Scheiterhaufen verbrannt wurde, fügt sich das vielleicht nicht leicht verständliche und daher nach wie vor von Dämonie umwitterte Tier nicht in die Weltanschauung der kleinen Geister. – Da kehren Heidebauern, die mit Pferd und Pflug stolz zur Arbeit auszogen,

¹⁵ Der Begriff "Ketzler" leitet sich von dem Wort "Katze" ab (Grimms Wörterbuch).

geknickt wieder um, lief ihnen doch eine Katze von links über den Weg. Da speien Jäger, geschieht ihnen das gleiche, ellenlange Flüche von sich und schießen den Tag über hindurch egalweg Löcher in die Luft. Und viele der überaus gescheiterten Großstädter benehmen sich nicht um einen Deut anders, bekreuzigen sich, spucken dreimal rechts, dreimal links, schlagen geheimnisvolle Zeichen – leben im zwanzigsten Jahrhundert und stecken bis über den Hals im dunkelsten Köhlerglauben des Mittelalters! Nach wie vor besitzt die Katze für sie geheimnisvolle Zauberkraft und riecht die Zukunft voraus. Sie wissen ganz genau, daß Katzenfleisch gegen die Schwindsucht hilft, daß aber der, der ein Katzenhaar verschluckt, nicht nur Tuberkulose bekommt, sondern ganz gewiß auch noch Syphilis. Zeigt sich eine weiße Katze schnurrend hinter den Fenstern, so wird in diesem Haus noch am selben Tag ein Mensch sterben. Hat eine Katze auf dem Altar gegessen, vor dem anschließend eine Ehe geschlossen wird, so wird diese Ehe totsicher kreuzunglücklich. Eine dreifarbige Katze schützt ganz gewiß das Haus vor Feuersgefahr, sollte es aber dennoch einmal brennen, so braucht man diese dreifarbige Katze nur in das Feuer zu werfen, dann erlischt es sofort. Wenn sich eine Hauskatze putzt, das wissen alle klugen Leute, dann kommt gewiß feiner Besuch, wen sie aber ansieht bei diesem Geschäft, der bekommt noch selbigen Tages eine gründliche Abreibung, – die man nun ja manchem dieser überklugen Märchenerzähler von Herzen gönnen möchte. Denn weil die Vielzuvielen lieber alten Unsinn nachschwätzen als ihr Gehirn anzustrengen, darum bleibt die Katze auch inmitten unserer Ordnungswelt vogelfrei.¹⁶ Das allein freilich wäre genügender Grund, sie zu lieben, und dann mag man es erheiternd finden, daß das Mißtrauen, welches der Katze noch heute in weiten Krisen

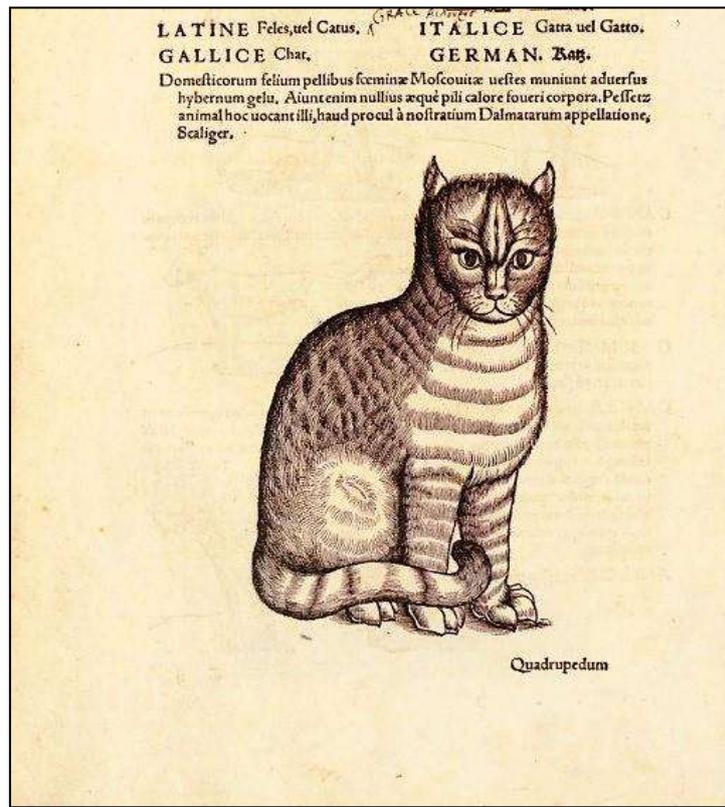
¹⁶ Nicht nur die Katze. Bis vor einem Jahr (1945) auch Juden und andere Menschen. – Aber Ausgrenzung ist vermutlich ein Stabilisierungsfaktor jeder gesellschaftlichen Ordnung (vgl. Horkheimer/Adorno: DIALEKTIK DER AUFKLÄRUNG).

entgegengebracht wird, ohne weiteres auch übertragen wird auf die Katzenhalter und Katzenliebhaber.

Und, es sei einmal gesagt, dies Katzenliebhaber haben sich oft genug in ihrer pikanten Rolle gefallen und haben liebevoll weiter am schlechten Ruf der Katze gewebt, indem sie ihr dämonische Hymnen widmeten wie beispielsweise Poe in seiner *Schwarzen Katze*. Oder Baudelaire:

Des Wissens Freunde und der Sinnenglut,
der stillen, schauerlichen Nacht genossen –
der Orkus nähme sie zu Totenrossen,
bezwänge sich zum Dienst ihr hoher Mut.

Oder hundert Dichter und tausend Schreiber, die, wenn sie irgend etwas brauchten, das leise und geheimnisvoll, rätselvoll menschennah und erschreckend menschenfern war, die Katze zur Trägerin ihrer Absichten machten. Dabei mag viel vom Menschen ausgesagt worden sein und von seinem ewigen Drang, dem dunklen Grund, der durch alles Lebende sich zieht, näherzukommen – über die Katze selbst jedoch ist aus der gesamten Weltliteratur, aus der geistvollsten Prosa und aus den prächtigsten Poemen, kaum mehr zu erfahren, als es etwa der alte Gessner in folgende Worte faßte: *"Anderst synd sy gesinnet, so sy den schwantz henckend, anderst, so sy jn grad herauf streckend oder krümmend."*



Conrad Gessner (1516-1565):
Icones animalium (1560, S. 28) (ZBZ, NNN 44)

UND SO WILL ICH MICH NICHT LÄNGER mit den Dichtern befassen, auch nicht mit den Forschern – ich will zurückkehren zu dem Kater Hinz, der in meinen schmalen Stuben lebte, kein Kamerad etwa und mir doch sehr nah, nicht nur dann, wenn er auf meiner Schreibtischplatte lag, locker und doch gesammelt, wenn er mit dem undeutbaren Katzenblick, der durch alle Gegenstände und Wesen hindurchzugehen scheint, auf das hastige oder pausenreich stockende Spiel meiner Bleistiftspitze sah, die über das weiße Papier eine nicht enden wollende Flut krauser Schriftzeichen zog. Er inspirierte mich zu mancher Arbeit – und er gab mir noch mehr: wenn ich auf sah von meiner Arbeit, kehrten mir an seiner weichen

und makellosen Schönheit Augenblicke und Gedanken aus den Reichen der Träume und der Phantasie zurück; immer auch überfiel mich etwas wie Beschämung: in seiner Gegenwart zu arbeiten. Beschämung wegen der unabweisbaren Erkenntnis, daß solche Arbeit ein fremdes und dummes Bemühen ist – und daß das einfache Sein des Katers Hinz gewißlich mehr wog und vollendeter war als mein Ringen um den Ausdruck, der keinen Rest läßt. Und von dieser Seite her erschütterte er dann meine ganze Lebenseinstellung, zerstörte er selbst das harmlos heitere Verhältnis zwischen uns. Denn wie ich erkennen mußte, daß mein Ringen um Ausdruck vor ihm nicht bestand, so merkte ich bald, daß ich seit seinem Auftauchen bei mir immer mehr der obersten aller menschlichen Sünden verfiel: ihn formen zu wollen, ihn zu bilden, ihn allgemeingültig ausdrücken zu wollen in einem Bild – ihn, den Kater Hinz! Aber je mehr ich mich in diese Aufgabe verbiß, um so mehr mußte ich erkennen, daß das ein vergebliches, ja, ein freventliches und oftmals nur belächelenswertes Spiel war. Denn dieses Tier war durch die Jahrhunderte von den Menschen verfälscht worden, unzählige Künstler hatten sich daran versucht, den Begriff *Katze* gültig zu gestalten, das persönliche Erleben zum Allgemeingültigen zu erheben, lebendig zerfließende Schönheit zu bannen in den Formen der Kunst. Vielleicht hatte die große Ferne dazu verlockt, die bei aller Nähe immer zwischen Mensch und Katze gewesen ist. – Hund und Pferd, diese eindeutigen Kameraden oder Diener des Menschen, haben eine Fülle guter, sachlicher Würdigungen gefunden, von denen die eine oder andere bei aller Sachlichkeit getrost in die Weltliteratur eingehen mochte – das innige, inbrünstige Werben, das Ringen um die Seele, das der Katze tausendfach beschert worden ist, das allerdings haben diese beiden Tiere niemals geerntet. Im Gegenteil bleiben sie immer Spiegel des Menschlichen, seit altersgrauen Zeiten steht die Form ihres Bildes ziemlich fest: regt das Pferd den Menschen zu heroischen Schilderungen an, so der Hund durchweg zu

sentimentalen – vom blinden Hund des Odysseus bis zum Krambambuli der Ebner-Eschenbach.¹⁷ Die Katze aber – ach, man hatte hundert Bilder von ihr entworfen, und keines glich dem anderen – sie aber schreitet mit heiter funkelnden Augen an dieser bunten Galerie menschlicher Phantasieleistungen vorüber und bleibt immer eine andere, bleibt immer sie selbst: undeutbar, niemals enträtselt.¹⁸

Ich kannte die dicken, kastrierten, mit bunten Seidenschleifen verunzierten Katzen alter Jungfern, sie waren mir ein Grauen. Ich kannte die herrenlosen Katzen des Hafens und der ärmsten Stadtviertel: schlank, sehnig und sauber in all ihrem Elend, scheu und zugleich von verwegener Furchtlosigkeit – Tiere, die mit dem Menschen nichts anderes zu tun hatten, als daß sie sich gelegentlich von ihm zur Strecke bringen lassen mußten, völlig freie, selbstsichere Raubtiere, während ein herrenloser Hund ein herzbrechendes Bild des Elends und des Verlassenseins ist, in Hunger, Schmutz und Räude verkommt, sich selbst zur Qual, den Menschen zur Anklage. Ich kannte auch gepflegte Hauskatzen, mit denen man herumrenommierete: Angehörige seltener, teurer Rassen zumeist, Perser, Siamesen, Kartäuser – meist waren sie nichts als schön und sie schienen gut darum zu wissen, ohne Nachsicht erhoben sie den Tribut, welcher der Schönheit der Katze in der Welt häßlicher Menschen gebührt. Sie lagen auf ihren seidenen Kissen, blinzelten zuweilen in die grüne Freiheit hinaus, die sich vor den Fenstern breitete, aber zogen es vor, auf dem warmen Fleck liegenezubleiben, um die Stunde einer Mahlzeit nicht zu versäumen – bisweilen jedoch streifte mich ein Blick aus kühlen grünen, gelben oder blauen Augen, ein Blick, den der Mensch sich vielleicht deutet: *Ich weiß ja, daß mir ein anderes Leben besser ansteht. Aber warum soll ich nicht faul sein, wenn ich es doch nicht nötig habe, mich zu tummeln? Mir geht es ausgezeichnet,*

¹⁷ Nuancierter sind von Thomas Mann: HERR UND HUND (1918), sowie von Paul Eipper: DIE GELBE DOGGE SENTA (1936).

¹⁸ Auch hierzu eine Empfehlung: Colette: DIE KATZE AUS DEM KLEINEN CAFÉ. Erzählungen (2012)

Millionen meiner Schwestern geht es himmelschreiend, ich bin der notwendige Ausgleich, verstehst du mich, Fremdling? Und nun geh' mir gefälligst aus der Sonne, die mir den gebürsteten Pelz wärmt!

Tier des Mondes und der Wollust ... ich kannte sie auch in dieser Gestalt, belauschte in den Gärten der Stadt und den baumrauschenden Anlagen zur Nachtzeit geheimnisvoll leises, lauernes Dschungelleben und hörte in den frühen Nächten des Jahres die wilden Schreie ihrer Brunst. Lange Zeit glaubte ich, daß die Katze mit Fug zum Sinnbild mancher locker eleganten Nachtlokale erhoben wurde, die kaum einem anderen Zweck dienen, als daß Mann und Frau sich dort finden zum immer neu lockenden Spiel. Ich war so töricht, in der Wahl diese Sinnbildes einen besonders geistreichen Ausdruck für die nervöse Eleganz unserer Großstadtnächte zu sehen, eine entzückende Erfassung des hastigen und doch verspielten Liebeslebens der vergnügungssüchtigen Menschen von halber und ganzer Welt. Und, ja: auch ich habe manche schlanke, behende, wildschöne Frau, die unter den bunten Lichtern geschmeidig tanzte, mit dem Tier der Göttin des Mondes und der Wollust verglichen. Bis ich merkte, daß die Katze durchaus kein Sinnbild unserer heißen Heimlichkeiten sein kann, sondern daß einzig unser immer um Ausdruck sich mühender Menschensinn das lässig alle Mißachtung und Verkennung duldende Tier mißbraucht.

Denn ich lebte mit dem Kater Hinz und mußte merken, daß seine Welt mit der meinen so gut wie gar nicht in Beziehung stand. Er lebte sein vollständig eigenes Leben, und es war das Leben eines freien, selbstsicheren Tieres ... und das bleibt uns Menschen, die wir nur in Menschendingen denken können, so namenlos fremd, daß wir es uns zu erklären und bestimmen versuchen mit tausend falschen Inhalten. Dies war das erste und vielleicht beglückendste, das ich zu lernen hatte von dem Kater Hinz, den eine glückliche Zufallsverbindung in meine Wohnung geschickt hatte: Jedes Tier lebt in seiner eigenen, uns Menschen ganz fremden, undeutbaren, ja,

mitunter auch unheimlich rätselvollen Umwelt. In einer Umwelt, die es sich mit seinen Sinnen bildet, sich mit ihnen erarbeitet. Wenn man noch nichts weiß um ein Tier, sollte man nicht gleich tiefgründige Psychologie treiben wollen, sondern man muß erstmal anfangen mit Sinnesphysiologie. Denn ein Augentier, wie die Katze es ist, lebt aus anderen Gegebenheiten, aus anderen Antrieben heraus als das Nasentier Hund. (Um jedoch eine beliebte Übertreibung dieser nur einen Aspekt beachtenden Hypothese zu vermeiden, die die Tiere nach *Hauptsinnen* scheiden und klassifizieren will: Katze wie Hund verfügen über ein außerordentlich entwickeltes Gehör – was bisher noch nicht genügend beachtet worden ist.) – Macht man sich nun aber die Grundbegriffe dieser Sinnesphysiologie genügend klar, bemüht man sich, den Menschen in sich zurückzustellen, die Welt einmal zu sehen und zu erleben mit den Sinnen der Tiere, so wird sie uns neu und in nie geahntem Reichtum aufgehen, wird uns das Leben hundertfach reicher werden, leben wir doch dann nicht nur unser eigenes Leben, sondern wir ahnen auch das der uns nahen Tiere, von denen jedes ein anderes Dasein führt in dieser gemeinsamen Lebenswelt. Aber von den Tieren kommt uns vielleicht mehr Anregung und auch Belehrung, unsere gemeinsame Welt zu sehen, als von den meisten Menschen. Leben wir Menschen doch alle in derselben menschengemachten Welt, ähneln uns nicht nur, sondern gleichen einander – und nur wenige Individuen gibt es, die mich, der ich diese Welt schauen gelernt habe mit Menschaugen, dazu gebracht haben, meinen Sichtweisen neue hinzuzufügen, um die Welt verstehen zu können. Jedes Tier aber verlangt eine grundsätzliche Umstellung von mir, denn wenn ich sein Wesen begreifen will, muß ich Abstand nehmen von mir und versuchen, mit seinen Sinnen wahrzunehmen – und bereits in diesem Bemühen ahne ich eine andere, namenlos neue und fremde Welt.

Und so also machte ich mich auf, mit den gelben Augen meines Katers Hinz die Welt neu zu sehen, sie so wahrzunehmen, wie er sie

sah, sie zu durchforschen, um ihn darin zu finden, ihn, der in meiner Welt als Fremdling lebt trotz all der sicheren Überlegenheit, mit der er sich darin bewegte.



Ägypten, Neues Reich, 18. Dynastie
(Archäologisches Museum Florenz)

ABER WAS SIEHT MAN SCHON von einem Katzentier, mit dem man die Zimmer seiner Stadtwohnung teilt? Man erlebt Fremdheit und Schönheit und beglückende Anmut, sieht, wie es ißt und trinkt, kennt die Plätze, die ihm zum Schlafen genehm sind, man darf es wärmen und leise streicheln, und man mag sich dabei einbilden, daß das Tier nach unseren Zärtlichkeiten verlangt. Und wir suchen den rechten Weg, die uns zur Seele des fremden Hausgenossen führen mag, auch in all den kleinen und großen abenteuerlichen Begebnissen, die wir mit ihm erleben. – Darum seien hier einige kleine Abenteuer des Katers Hinz verzeichnet, deren zufälliger Zeuge ich sein durfte, für ihn vielleicht bedeutungsloses Geschehen,

denn was er in den Nächten trieb, in den nahen Gärten und Parks, aus denen er oft genug zu mir zurückkehrte mit dem harten Blick des Raubtiers, das konnte ich ihm wohl andichten mit zoologischer Treue und einiger Wahrscheinlichkeit, aber belegen kann ich es nicht. –

Die Fenster meines Wohnraums führten auf einen schmalen Vorgarten hinaus, der von einem Eisengitter eingefasst wurde, durch dessen Stäbe der Kater natürlich mit Leichtigkeit schlüpfen konnte. Vom Rasen aus sprang er auf die äußere Fensterbank, wo er noch oft eine Weile saß, unbewegten Auges auf die Straße schauend, in der, weil sie am einen Ende in einen Park verlief, kein Fuhrwerkverkehr war und auch das Treiben von Passanten fehlte. Das obere Drittel meines Fensters bestand aus einer Klappe, die gewöhnlich Tag und Nacht offenstand und nur im strengen Winter geschlossen wurde. War dies der Fall, so pflegte Hinz hinter den Fensterscheiben ein solches Geschrei anzuheben, daß es mich unfehlbar auch aus dem Bett ans Fenster trieb. Sobald die Klappe dann geöffnet wurde, sprang der Kater von der Fensterbank auf das Querholz über den Fensterflügeln und von dort mit weichem Satz auf meinen Schreibtisch ... ach, Kater Hinz, wie oft habe ich diesen deinen Sprung gehört in den Nächten, jedesmal war mir das Geräusch eine Freude: die Gewißheit, nicht mehr allein zu sein ... Kater Hinz, wie gern würde ich wieder die peinliche Ordnung auf der Schreibtischplatte halten, zu der du mich erzogen hast (weil ich nicht mit unnütz herumliegenden Gegenständen deinen Sprung gefährden wollte), würdest du noch einmal zu mir kommen, leise gurrend durch das Dunkel der Nacht ...

Nun ging der Kater natürlich nicht nur in den Nächten bei mir ein und aus, auch bei Tage hatte er seine Wege, von denen er sich nicht abhalten ließ – so karambolierte er in der ersten Zeit öfters mit Fifi, dem Hund des Hauswarts. Fifi war ein Zwergrehpinscher, der, wenn er etwas nicht in Ordnung fand, eine Welt in Scherben klaffen

konnte, wovon ihn kein beruhigender Zuspruch und keine noch so rabiate Drohung abzubringen vermochte. Fifi erspähte meinen Hinz sofort, wenn dieser am Tag die Straße passierte. Der Kater pflegte dann recht eilig an den Hauswänden entlang zu streichen und seinen Schritt erst dann zu verlangsamen, wenn das Eisengitter zwischen ihm und der Welt lag. Sobald Fifi den Kater durch das Gitter in den Vorgarten schlüpfen sah, stimmte er sein höchstes und durchdringendstes Gekläff an und preschte auf ihn zu. Hinz sprang dann sogleich von der Fensterbank in mein Zimmer hinein, schien den Hund nicht zu hören, nicht zu sehen, ging seinen Beschäftigungen nach – Fifi existierte nicht mehr für ihn.

Ganz langsam merkte ich eine Veränderung im Verhalten des Katers. Nun kam er, von dem kläffenden Fifi verfolgt, durchaus nicht mehr zum Fenster hereingesprungen, kauerte sich im Gegenteil auf der Fensterbank zusammen, blinzelte in die Straße hinaus, nahm aber keine Notiz von dem tobenden Pinscher, der natürlich den Kater nicht erreichen konnte, ihn aber wie einen Brandstifter verbellte, wobei ihm gelegentlich die Stimme überschlug und ihm die runden Augen fast aus dem Schädel sprangen vor Erregung. Hinz lag und sah über ihn hinweg, erst wenn ich den Hund wegscheuchte, gewöhnlich mit einer leeren Zigarettenschachtel, die ich ihm an den Kopf warf, oder mit einer Dusche aus der Rosenspritze, kam er sogleich ins Zimmer zu mir. –

Wieder einmal sprang er, von dem Pinscher verfolgt, auf die Fensterbank, blieb dort sitzen, schaute dann aber, ganz im Gegensatz zu seiner bisherigen Gewohnheit, auf den Hund hinab, der da einen halben Meter unter ihm herumtanzte, sprang und bellte. Sein Katergesicht schien mir eine Maske des Unmuts, der Ablehnung, des Gereiztseins – und zeigte mit dünnem, leisem Fauchen sein schimmernd weißes Gebiß. Ich öffnete das Fenster, der Hund preschte davon, der Kater sprang mit einem unverkennbar knurrigen Laut des Unmuts ins Zimmer, ging dann aber, schon wieder

gemütlich raunzend, zu den Schalen, in denen die Milch und der Bückling auf ihn wartete. Am anderen Tag kam die Stunde seines Triumphes. Ich saß am Schreibtisch, hörte Fifis Kläffen, aufblickend sah ich meinen Kater durch das Gitter schlüpfen, verfolgt von dem zeternden Hund. Schon stand ich auf, das Fenster zu öffnen – da geschah es. Blitzrasch warf sich der Kater von seinem erhöhten Sitz über den entsetzt aufjaulenden Hund. Für einen Augenblick waren sie meinen Augen entzogen, dann sah ich sie durch das Gitter rasen, lauthals und verzweifelt jaulend der kleine Hund, über ihm aber hing, mit den Krallen seiner linken Pfote im Halsband verankert, der Kater, und seine rechte Pfote riß mit leuchtenden Krallen wieder und wieder über den rehbraunen Schädel! Ich sprang aus der Wohnung und lief auf die Straße hinaus. Da stand der Hauswart, den Besen in der Hand, und sah auf das Bild, das sich ihm bot: die Tiere hatten sich schon wieder getrennt, mitten auf der Straße, den steil erhobenen Schwanz zur Lunte gestäubt, stand mit eng anliegenden Pfoten und krummem Buckel mein Kater, der kleine Hund duckte sich zitternd und wohl mit weichen Knien vor ihm, während sich unter ihm das Pflaster näßte. Der Mann an meiner Seite piff seinem Hund, der eilfertig herankam und sich winselnd gegen seine Füße drückte. "Na, du Grootsnuut," sagte der hamburger Werftschlosser breit und gemütlich, "hast nu endlich mal dien Deel kreegen?" – und wir sahen uns an und lachten uns an; aber der Pinscher Fifi mied von Stund an die Nähe meines Katers. Der war, als ich jetzt wieder in die Stube trat, bereits mit seiner Milch beschäftigt, aus meinem begeisterten Lob schien er sich nichts zu machen, und selbst als ich ihm am Abend Freiligraths schaurig schöne Ballade vom Wüstenritt des Löwen vorlas, die das mindeste war, mit dem ich das Abenteuer meines Katers in Parallele bringen konnte, blinzelte er nur indigniert.

Sonst hatte es Kater Hinz gar nicht so sehr mit den Hunden, vielleicht, weil er offenbar keine Furcht vor ihnen kannte, vielleicht solche auch nicht zu haben brauchte, weil in der kleinen Straße nicht

nur überall vergitterte Vorgärten waren, sondern auch noch zwei Reihen von Bäumen so dicht standen, daß ihre Kronen sich berührten, und sich somit für eine Katze Fluchtmöglichkeiten in reicher Fülle boten. Mehrmals sah ich ihn, eilig zwar, aber sichtlich unaufgeregt durch das Gitter vor unserem Haus schlüpfen, an das im nächsten Augenblick wild bellend ein großer Hund prallte. Dann kam Hinz niemals ins Zimmer, sprang nicht einmal auf die Fensterbank, dann kauerte er sich auf dem Rasen gemütlich zusammen und sah mit halbgeschlossenen Augen und gleichgültigem Fesicht auf den Hund, der sich auf der anderen Seite die Seele aus dem Leibe rührte. – Und einmal war ich Zeuge eines recht drolligen Zusammenstoßes. Ich trat aus der Haustür und blickte die Straße hinab, als ich meinen Kater kommen sah, der gegen seine Gewohnheit recht langsam dahergetrottet kam. Da glitt aus einer Haustür ein riesengroßer Hund, ein weißzotteliger Bernhardiner, stand Auge in Auge mit meinem Katerlein – und sperrte ihm den Weg. Hinz verharrte wie angeschmiedet, ich bin sicher, er hätte noch flüchten können, denn die Schrecksekunde der Katze ist sehr kurz, aber er floh nicht, er nahm die Beine zusammen, sträubte den Schweif zur Lunte und krümmte den Rücken zum steilen Buckel. Und ich sah, wie sein Schnäuzchen sich zum kampfbereiten Fauchen öffnete. Aber ruhig und schwer, seiner Größe und Stärke sich würdig bewußt, stand der Bernhardiner vor ihm und neigte den riesengroßen Schädel hinab, bis die beiden Tiernasen, die kleine rosane des Katers und die große dunkle, feuchte des Hundes, sich berührten. Und ich sah, wie der gesträubte Schwanz der Katze sich langsam senkte, der Buckel sich glättete – dann trat ein lachender Mann aus dem Hausflur, der Hund wendete sich ab von der Katze und ging ruhig an der Seite seines Herrn die Straße entlang. Einen halben Meter hinter seinem Schwanz folgte, sichtlich freundlich interessiert, der Kater Hinz, und erst, als er mir

fast über die Schuhe lief und ich ihn leise anrief, verharrte er, gurrte auf und folgte mir dann in die Wohnung.



In dieser Weise lebten wir friedlich nebeneinander her, der Kater Hinz gehörte zu meinem Leben, und ich hätte mir meine Stuben nicht mehr ohne ihn denken können. Und auch er schien sich wohlfühlen bei mir, das schloß ich aus mancherlei Anzeichen. Natürlich wußte ich, daß der entgrätete Bückling und das Schabefleisch, die angewärmte, nur wenig verdünnte Kondensmilch und die stets bereiten Lagerstätten ihm wichtig waren, daß er auch die Wärme meines Schoßes zu schätzen wußte und ein gewisses, sehr sanftes Streicheln. Ich wußte gut, daß der Kater Hinz ein kalter Realist war, aber ich trug ihm das nicht nach, denn er war sehr schön, er war bei mir – und mehr erwartete ich nicht von ihm. Aber da war doch etwas mehr als kalter Egoismus: der Kater Hinz brachte

mir wirkliche Zuneigung entgegen. Das fing damit an, daß wir miteinander spielten. Die Jagd nach den raschelnden Papierkugeln, die wir am Anfang betrieben hatten, bauten wir uns mit der Zeit so aus, daß Hinz, nachdem er die Kugel gejagt und mit ihr gespielt hatte, sie mir zurückbrachte zu neuem Wurf. Und weil es einem klugen, jagdgewandten Kater manchmal kein sonderliches Vergnügen bereiten mochte, einem knisternden Papierknäuel über den Teppich und unter Sofa und Schränke nachzujagen, änderten wir diese kleine Jagd zum Fangspiel. Der Kater Hinz postierte sich im Rahmen der geöffneten Schlafzimmertür, ich saß ihm gegenüber auf dem Teppich des Wohnzimmers und dann warf ich die Papierkugeln durch die offene Tür – besser gesagt, ich versuchte, sie dorthin zu werfen, aber der Kater fing sie aus der Luft und schlug sie mit blitzschnellen Branten zu Boden, daß jeder Torwart neidisch geworden wäre ob solch unglaublicher Gewandtheit. Mit nie erlahmender Ausdauer und Begeisterung konnte der Kater dieses Spiel mit mir betreiben, und die Freude an seinem Können und seiner Treffsicherheit strahlte ihm unleugbar aus den glühenden Augen. Brach ich das Spiel dann ab, weil ich töricht genug war zu glauben, daß ich Wichtigeres zu tun hätte, als die schnelle und vollendete Anmut meines Tieres mitzuerleben, dann brachte er mir schmeichelnd wieder und wieder das Papierknäuel, gurrte, maunzte fordernd und mahnend lange Zeit. Wenn er dann sah, daß seine Bemühungen keinen Erfolg hatten, bestand er nicht länger auf einer Fortsetzung des Spiels, sprang in meinen Schoß, rollte sich zusammen und schnurrte laut unter meiner Hand.

Bei einem anderen Spiel rettete ich einmal dem Kater Hinz das Leben. Ich hatte ein Paket mit der Post bekommen, einige Bücher, hatte den endlos langen Bindfaden gelöst und achtlos auf die Erde fallen lassen, um die Bücher auszupacken. Hinz hatte sich zu meinen Füßen fröhlich über den Bindfaden hergemacht, der sich teilweise um Tischbein geschlungen hatte. Wohl hörte ich sein begeistertes

Spiel, versunken in die neuen Bücher, achtete ich aber nicht darauf, daß es still und stiller wurde unter mir auf dem Teppich. Bis diese Stille plötzlich mit unheimlicher Kälte in mein Bewußtsein griff ... da bückte ich mich, da sah ich den Kater Hinz still am Boden liegen, hilflos zitterte eine Vorderpfote: die dünne Schnur hatte sich um Tischbein und Katerhals geschlungen und schnürte dem Tier gnadenlos die Luft ab. Blitzschnell durchschnitt ich die Schnur, hob den mir widerstandslos entgegenrollenden Kater auf den Arm, so daß er auf dem Rücken lag und ich sein Gesicht und die weiße Seide seines Bauchfells sah. Sein Schnäuzchen war halb geöffnet, aber kaum war der Atem zu spüren, die Augen blickten glanzlos und wie gebrochenes Glas. Ich tastete seine Kehle ab, ich fühlte die kleine, feste Luftröhre und fühlte gut, daß sie gequetscht war. Mit den Fingerspitzen drückte ich sie sacht wieder rund – plötzlich atmete das Tier tief und stark, sein Kopf hob sich etwas, die gelben Augen sahen mich an. War es nur meine Einbildung, daß ein dankbares Erkennen in diesen Augen aufstieg? Noch rührte er sich nicht, er lag still und sah mich ab. Dann kam seine schmale Vorderpfote, legte sich wegen meine Backe und blieb dort liegen ...

In der Folge war er zu mir von auffallenden Zärtlichkeit, selbst bei unseren Spielen, den großen, den wilden und tobenden, wenn meine Finger unter den Kissen des Sofas huschende Mäuschen zu markieren hatten, die von dem Kater belauert und mit raubtierhaften Sprüngen zur Strecke gebracht zu werden pflegten, selbst bei diesem Spiel, bei dem meine Hände gewöhnlich einige tüchtige Kratzer abbekamen, verfuhr er so zart und milde zu mir, daß ich deutlich merken mußte, daß der Kater Hinz die Illusion dieses Spieles durchschaute, daß er wußte, es waren meine Hände, die ihm das Mäuschen vorgaukelten, daß er sich hütete, mir wehe zu tun.

Etwa zur gleichen Zeit machte ich die Entdeckung, daß man den Geruchssinn der Katze zu Unrecht als unbedeutend, sozusagen

als nur noch rudimentär vorhanden ansieht.¹⁹ – Damals war ich fast alle Tage unterwegs, war immer eng mit allen möglichen Tieren zusammen und gab mich intensiv mit ihnen ab. Ich verbrachte meinen Tage nicht nur im Tierpark Hagenbeck, der nach wie vor mein Garten Eden blieb, ich saß auch mit Dompteuren zusammen und durfte ihnen zu meiner Freude mit der Zeit gelegentlich bei ihrer Arbeit behilflich sein. Wenigstens war ich selbst der Meinung, daß ihnen meine Beschäftigung mit den Tieren eine Hilfe war, während sie wiederum unverblümt der Ansicht Ausdruck gaben, daß aus mir niemals ein guter Dompteur werden würde. Nun, ich hatte nicht den Ehrgeiz, ein Dompteur zu werden, oder überhaupt nur die Absicht, meine Beziehungen zum Tier nutzbringend auszuwerten – bereits damals begann mein tiefes Mißtrauen gegen jene recht lauten Tierfreunde, die durch die Tiere in irgendeiner Form ihren Lebensunterhalt beziehen. – Mir kam es darauf an, mich der Welt der Tiere anzunähern, soweit mir dies von der Stadt aus möglich war: Dompteure und Dresseure, zoologische Gärten und Zirkuszelte, Hundezüchter und Katzentanten, Reitschulen und Pelztierfarmen lernte ich kennen, ich saß halbe Tage mit Aquarienfrenden vor ihren Glaskästen und manche Nacht mit Jägern auf stillem Hochsitz ... aber von überall her kehrte ich heim in meine Bücherstube und zu meinem Kater Hinz. Und das Interesse des Katers an mir stieg von Tag zu Tag! Er strich mir um die Beine, wenn ich nach Hause kam, er schnupperte mich ab, sein Fell sträubte sich leicht, wenn ich mich den Tag hindurch intensiv mit Hunden abgegeben hatte; er wich betreten vor mir zurück, wenn ich nach den großen Raubtaten roch, aber sein Interesse für mich nahm kein Ende, war ich mit kleineren Raubkatzen zusammen gewesen – und einmal gab es ein Malheur. Ich durfte den ganzen Tag mit einem halben Dutzend entzückender und zärtlicher Angorakatzen spielen.

¹⁹ Dieses Vorurteil ist heutzutage wohl verschwunden. <https://www.katzen-leben.de/presse/interview-geruchssinn-der-katzen/>

Als ich an jenem Abend die Stube betrat, schnürte der Kater Hinz mir laut gurrend entgegen, stieg mir auf die Schuhe, drängte sich gegen meine Beine, daß ich keinen Schritt tun konnte. Also stand ich still und sah zu ihm hinunter. Plötzlich nahm Hinz die Nase von meinen Hosenbeinen, er drehte sich jählings von mir ab, sein Schwanz fuhr steil in die Höhe, zitterte, und ehe ich es begreifen konnte, war es schon geschehen: ein dünner, heller, stark riechender Strahl hatte meine Hosenbeine getroffen: der Gruß des Katers Hinz an die Angorafräulein!

ICH REISTE VIEL IN ZU JENER ZEIT, sah mich um in den großen Tiergärten Europas, machte erste Schritte in der Zirkuswelt, war manchmal Wochen, mehrfach auch für einige Monate nicht daheim. Kam ich dann nach nur wenigen Tagen zurück, nahm Hinz kaum besondere Notiz von mir, hob wohl seinen Kopf auf von seinem Lager, gurrte einmal leise zu mir hin, das schien ihm Begrüßung genug. Hatte die Reise aber mehrere Wochen gedauert, wiederholte sich immer das gleiche: Laut gurrend sprang der Kater bei meinem Eintritt auf von seinen Kissen, federte auf die Schreibtischplatte, maunzte hell und durchdringend – und dann hatte ich dicht an den Schreibtisch heranzutreten, Hinz richtete sich auf, schlug seine Kralle in das Revers meines Rockes, sah mich an, zupfte und zerrte mit seinen Krallen an meinem Rock und dann – allerhöchste Gunstbezeugung! – bog er laut schnurrend seinen Kopf vor und rieb ihn an meinem Gesicht, einmal über die rechte Backe, einmal über die linke. Und dann hatte ich ihn auf den Arm zu nehmen, er lag in der Beuge wie ein Kind, lag still, er sah mich an mit milden Augen, er schnurrte laut und rasseln – und wieder und wieder kam seine schmale Pfote und stemmte sich zärtlich gegen mein Gesicht ...

Ja, mein Kater Hinz hing in seiner stolzen, unabhängigen Weise durchaus an mir, ich bedeutete etwas in seinem Katzenleben, bedeutete ihm vielleicht nicht allzuviel weniger als das gute Heim,

das er bei mir gefunden hatte – ich sollte bald Gelegenheit haben, mich davon noch gründlicher zu überzeugen. Das begann nun freilich damit, daß zuerst einmal brutal meine Überzeugung zertrümmert wurde, mein Arbeitszimmer und mein Bett mit einem friedfertigen, gutartigen Haustier zu teilen. So hatte ich mir das nämlich in meiner Unerfahrenheit gedacht. Ich pflegte engen Kontakt mit allerlei gefährlichem Getier, aber ich kehrte heim in das bürgerliche Leben, zum Schreibtisch, zu den Bücherbrettern, zu den bequemen Sesseln und zu dem Kater, der mir ein schöner und zärtlicher Stubengenosse war. Ich sagte mir das nicht gerade mit diesen Worten, aber ich fühlte es so ungefähr – bis ich dann eines Besseren gelehrt wurde.

Es begann damit, daß ich eines Nachmittags vor der Haustür eine kleine Auseinandersetzung um den Kater Hinz hatte. Ich wollte zur Staatsbibliothek, Hinz war soeben von irgendwoher gekommen und wollte sich nun fröhlich gurrend mir anschließen. Ich machte ihm klar, daß ich keineswegs gewillt war, mit ihm spazierenzugehen und beschrieb ihm die Gefahren der Großstadtstraßen in glühenden Farben. Kam ein kleines Mädchen vorbei, blieb stehen, sah uns merkwürdig, wie entgeistert an, deutete schließlich auf meinen schnurrenden Kater und sagte energisch und jeden Widerspruch ausschließend: "Das ist die Katze ... die hat uns gestern unsern Fisch gestohlen!" – Ich lachte sie aus, meinte, sie träume wohl, das sei mein wohlgeratener Kater Hinz, der bekäme genügend zu essen, und auch leckere Sachen, er sei ganz gewiß nicht darauf angewiesen, fremden Leuten ihre Fische zu mopsen. Aber die Kleine beharrte auf ihrer Aussage, und als ich sie nun, halb empört, halb belustigt darüber, daß man meinen Kater mit einer diebischen Katze verwechselte, ernstlich befragte, kam dieses heraus: Hinz sollte am gestrigen Tag aus dem Garten in die Küche ihrer Eltern gesprungen sein, sollte sich einen Schellfisch, der dort kochfertig zubereitet auf dem Küchentisch

lag, angeeignet haben und mit seiner Beute in den nahen Park verschwunden sein.

Wiederum lachte ich sie aus, etwas weniger unbeschwert nun schon, denn die präzise Aussage des Kindes hatten mich doch irritiert. Aber das Mädchen erzählte mir noch mehr: in der ganzen Straße sei dieser Kater gut genug bekannt, einigemal habe man schon Jagd auf ihn gemacht, er sei ein dreister Dieb, ein frecher Räuber, manche Leute hätten ihm Rache zugeschworen – und, nein: diesen Kater kenne sie sehr genau, sie verwechsle ihn nicht, er sei der Dieb! Und wenn das mein Kater sei, dann wolle sie das unbedingt ihrer Mutter erzählen, wo der ihnen doch den guten Fisch gestohlen habe. Und damit ließ sie mich stehen und lief davon. Betreten blickte ich mich nach meinem Kater um, aber der hatte sich während unseres Wortwechsels still verdrückt; merkwürdig beklommen machte ich mich auf meinen Weg. Mein Kater Hinz ein Fischdieb? – Das war ja lächerlich, einfach dummer Klatsch müßiger Frauen ...

Und dennoch: was wußte ich eigentlich von ihm? Nichts wußte ich natürlich: er ging aus und ein, wie es ihm gefiel, bei mir war er sanft und zärtlich oder heiter verspielt, was er draußen trieb in den Gärten und im Park, das entzog sich völlig meiner Kenntnis, selbst meiner Mutmaßung. Im Stillen wünschte ich mir, daß das kleine Mädchen Unrecht haben möge, denn irgendwie war mir gar nicht wohl bei dem Gedanken, das könnte alles Wahrheit sein – man hat es als unabhängig lebender Schriftsteller sowieso nicht immer allzu leicht mit den Leuten, die es nun mal nicht gern sehen, wenn jemand anders lebt als sie selbst.

Aber das Kind hatte leider nicht Unrecht, es hatte sich in der stillen Straße schon allerlei gegen meinen Kater Hinz zusammengebraut; durch meine Begegnung mit dem Mädchen kam nun eine veritable Lawine ins Rollen. Wenige Tage später schon wurde ich von einigen Frauen, die am Ausgang der Straße schwatzend zusammenstanden, unerbittlich gestellt: Ich sei doch der

und der – naja, man wußte das natürlich schon, aber es sei doch nett, daß ich es ohne Leugnen zugäbe, so sei doch wohl wenigstens noch an mir ein guter Kern (meinte ich in ihren Mienen zu lesen) – aber mein Kater! - ich wolle doch wohl nicht leugnen, daß ich einen Kater besäße, so einen großen starken Grautiger mit Glühaugen, also mein Kater ... – – Dieser Frau hatte er Fisch aus der Küche gestohlen, jener frische Leber sozusagen aus der Pfanne, einer dritten hatte er eine geöffnete Ölsardinendose ausgefressen, in einem Hinterhof hatte er Küken ermordet und verschleppt, einer Hausbesorgerin sollte er ein Jungkaninchen vor ihren Augen ermordet haben und dann mit ihm über die Mauer verschwunden sein. Nein, mit diesem Kater ginge das nun auf keinen Fall so weiter, und wenn ich selbst nicht für Abhilfe sorgen wollte, dann würde man sich eben anders zu helfen wissen. Überhaupt sei die Situation schon äußerst kritisch: die Männer tobten und wollte ein solches Ungeheuer nicht länger dulden. "Mein Mann erschlägt ihn, wenn er ihn erwischt!" – "Mein Mann hat ein Tesching!" – "Und mein Mann kann mit Messern werfen wie ein Akrobat!"

Mir wurde schwarz vor den Augen ... Ich verabschiedete mich mit einigen hilflosen Worten von den Frauen, ich trat in meine Stube – und da saß der brave Kater Hinz, hatte ein Stück Suppenfleisch – es stammte nicht aus meiner Küche! – zwischen den Zähnen und schlug es sich wütend um die Ohren ... Und als ich es ihm abnehmen wollte, fauchte er mich böse an, griff seine Beute und verschwand damit unter dem Bett. Lange Zeit hörte ich ihn dort kauen und dabei gelegentlich knurren, leise, drohend und doch mit unverkennbarem Behagen, dann kam er wieder hervor mit stramm gefülltem Bäuchlein, und das Fleisch war verschwunden bis auf ein Stück Schwarte.

Daß es so nicht weiterging, war nun auch mir klar geworden, aber was sollte werden? Sollte ich wirklich meinen schönen, verwegenen Räuber kater der Bürgermeute zum Opfer bringen? Ich

dachte nicht daran, Hinz und ich gehörten zusammen. Ich fand eine andere Lösung: wir zogen aufs Land. Damit hatte ich eigentlich schon lange liebäugelt, denn sonderlich geliebt habe ich das enge Leben in der Stadt nie, und es bekam mir auch wenig, weil ich nicht unbeeinflusst blieb von dem nervösen, heftigen, gierigen und genußsüchtigen Fluidum der Weltstadt. Seit ich mich aus den Bezirken der Literatur und der Bohème gelöst hatte, kam mir ohnehin meine städtische Existenz deplaciert vor, ich hatte nur aus Bequemlichkeit heraus die Entscheidung immer wieder verschoben; nun dankte ich es dem Kater Hinz, daß er mich durch seine Freveltaten dazu zwang.

Ich begann also, mich mit großem Eifer nach einer Landwohnung umzusehen, aber in letzter Stunde schien mir dann doch alles schief gehen zu wollen – *da rast der See und will sein Opfer haben* – will sagen, die Menschen der kleinen Straße gingen in unablässigen Angriffen gegen uns vor, neue Schandtaten meines Katers Hinz wurden mir mit gebührendem Nachdruck unter die Nase gerieben – hier war er einmal durch ein offenes Fenster eingedrungen, dort hatte er Fleisch gestohlen, anderswo hatte er einen Schoßhund, der ihn nur pflichtgemäß verbellte, übel schimpft, und wieder woanders hatte er einen starken, als entschlossenen Katzenwürger bewährten Jagdhund derart zuschanden geschlagen, daß dessen Besitzer monatelang an ihm zu arzten hatte – bezeichnenderweise war dieser Ankläger, der seinen Hund auf den Kater gehetzt hatte, der heftigste und unversöhnlichste, denn er sah wohl das Gebäude seiner Weltordnung bedroht: wenn ein Kater einen auf das Katzen-Ermorden dressierten Hund abschlägt und sogar besiegt, war das der Weltuntergang, alle gutgesinnten Bürger hatten sich dagegen zu vereinigen und geschlossen ins Feld zu ziehen. Aber weiter noch ging die Liste der Untaten meines Grautigers: ein aus dem Käfig geangelter Kanarienvogel, eine im Bett der Haustochter deponierte

Rattenleiche, ein aus dem Becken geschlagener Goldfisch. Und von noch anderer Seite lernte ich meinen stillen Hausgenossen kennen: brave Hauskater hatte er grob belästigt, Katzendamen hatte er geschändet, Katzenjungfräulein hatte er verführt. Der Besitzer des gedemütigten Jagdhundes erstattete Anzeige, die Polizei tauchte auf in meinem Bücherzimmer – aber nun stellte ich mich vor meinen Kater, verlangte Beweise für die Anklagen, ich drohte mit Gegenanzeige ... Ich rettete uns über die kritische Frist, indem ich die Leute mit grenzenloser Frechheit zur Erstarrung brachte, aber es war ein unhaltbarer Zustand, es hätte nicht mehr lange gut gehen können; ich verbrachte meine Tage mit Wohnungssuche, den Kater hielt ich bei Tage gefangen und ließ ihn nur noch zur Nacht ins Freie.

UND DANN KAM DER TAG, AN DEM ICH den laut Protestierenden in eine reichlich mit Luftlöchern gespickte Kiste steckte, daß ich neben dem Chauffeur des Möbelwagens Platz nahm, die Kiste auf meine Knien, daß ich also mitten im schneidend kalten Winter in ein Häuschen am Rand des Vororts übersiedelte. Hinter dem Gartenzaun lag das wilde Moor, hier und da in weiten Abständen erhoben sich aus ihm die Lauben einiger Kleinsiedler. Moor, Heide, Wald: eine Welt unausschöpflicher Herrlichkeiten breitete sich vor uns aus. Hinter uns freilich lag das Dorf mit seinen hundert Gärten, Geflügelhöfen, mit Hühnerfarmen und Kleintierzucht – *was geht uns dieses Dorf an*, dachte ich in meines Herzens Einfalt, *wenn wir die Freiheit greifbar vor unseren Augen liegen haben*.

Ach, wie gut entsinne ich mich noch jenes frühen, hellen Winterabends, als die Möbel notdürftig aufgestellt waren, als ich endlich die kleine Kiste, die bis jetzt auf dem kalten Küchenherd gestanden hatte, in die Stube holte und sie öffnete. Mit glühend großen Augen, schimpfend und murrend, stieg der Kater Hinz aus ihr hervor, erkannte mich, maunzte mich an, strich einmal rasch an meinen Beinen entlang, dann stöberte er witternd und spähend im

Zimmer umher, sah sich alle Sachen an, die herumstanden und ihm sämtlich bekannt waren, etwas unsicher schnurrend kehrte er zu mir zurück und rieb sich abermals an meinen Beinen.

Ich öffnete die Tür, sofort schloß er sich mir an, wir gingen zusammen durch die Diele und in den Garten hinaus, an mir vorüber glitt er ins Freie, in einem ihm völlig unbekannte Welt. Mit welchem Mut, mit welcher Vorsicht aber auch kundschaftete er sie nun aus, wie weich und doch entschlossen nahm er von ihr Besitz. Geduckt, schlangengleich niedrig, glitt er um das Haus, durch die winterliche Gartenwege, glitt dann durch den Zaun in die freie Moorlandschaft hinaus und in das raschelnde, rauschende Schilf des kleinen Teiches, der dicht an meinem Haus lag. Die knisternden Geräusche des Windes im ausgefrorenen harten Gras mochten ihn angezogen haben, nach guter Zeit erst tauchte er auf der gefrorenen Fläche des Tümpels auf. Wohl zum erstenmal in seinem Leben traten seine schmalen Branten auf spiegelglattes Eis, ich mußte lachen über die Vorsicht, mit der er steifbeinig dahinstelzte, grotesk feierlich anzusehen, ich vergnügte mich damit, von den Rändern der Beete Erdbrocken loszubrechen, sie über das Eis schlittern zu lassen, hatte Spaß an dem ungeschickten Eifer, mit dem mein Kater diesen Geschossen nachsetzte und sie zu haschen suchte, an seinen unbeholfenen Wendungen, bei denen er, der Vielgewandte, mehrfach mit der Hinterhand ausrutschte und sich auf das Eis setzte. Als ich dann aber wieder zum Haus ging und ihn rief, kam er sofort mit mir in die Stube zurück zu seinem Bückling und seiner angewärmten Milch.

So also begann es, und mein Herz war voll von schönen Hoffnungen. Eine Katze ist kein Stubentier, eine Katze gehört überhaupt nicht in die Stadt, – hier draußen in der freien Welt würde das wilde, abenteuerlich Raubtierblut meines Katers eine Sache sein, die ganz allein nur uns beide anging. So dachte ich – ach ja, ich habe viel dummes Zeug von den Katzen gedacht, denn noch immer

kannte ich sie nicht, noch immer maß ich den Kater Hinz mit menschlichem Maß. Immer noch sah ich in ihm nur das Tier, das zärtlich, gutartig und sanft meine Zimmer mit mir teilte, mein Leben, mein Bett, das gern zu mir auf den Schoß kam, das in verführerisch sanften Tönen zu mir zu sprechen pflegte. Immer wieder machen wir Menschen diesen großen Fehler, anzunehmen, daß ein solches Tier, das doch derart eng mit uns zusammen lebt, auch einen guten Teil unserer Anschauungen, unserer persönlichen Lebenshaltung von uns übernimmt. Dieses grundfalsche Denken hat uns vielleicht auch der Hund gelehrt, dieses Tier, das allein dem Menschen angehört und nur noch sehr dünne Verbindung mit der Welt des freien Tieres hat.²⁰ Die Katze aber ist in solches freies Tier – und vielleicht wird sie vom Menschen nur darum so oft und so schmerzlich mißverstanden, wird geschmäht und gehaßt und verfolgt, weil der Mensch hündische Maßstäbe an ihr Tun legt.

MEIN RAUBRITTER HINZ SAH EINE NEUE, überaus lockende Welt vor sich liegen und ging daran, sie zu erobern. Nach der Beengung der letzten Wochen gönnte ich ihm jede Freiheit – und er machte Gebrauch davon, blieb bald ganze Tage fort, dann mehrere Tage hintereinander, obwohl das Land draußen unter der Kälte schrie, kam dann, schon am Gartenzaun laut schreiend, zu irgendeiner Stunde zurück, abgemagert, aber immer mit sauberem Fell und verführerisch duftend nach der frischen Kälte, er fraß sich voll, schlief sich satt, fraß noch einmal und verschwand sogleich von neuem! Im Frühjahr wurden seine Ausflüge noch länger, die Ruhezeiten im Haus noch kürzer – schließlich schien der Kater Hinz nur noch heimzukommen, um sich einmal in Ruhe ausschlafen zu können – oder kam er doch wegen mir? Dabei war er nie so prächtig

²⁰ Grundlage dieses Denkens wird allerdings mehr noch die Selbstverständlichkeit sein, mit der Kinder von Erwachsenen erzogen werden, deren Grundregeln anzunehmen. Jedenfalls erinnert der häufig zu beobachtende Umgang von Menschen mit ihren "nicht folgenden" Hunden sehr an dieses Vorbild. – Auch Verunsicherung gegenüber Katzen, die Abneigung gegen sie (von "Haß" zu sprechen ist gewagt) kann von dieser unbewußten Assoziation herrühren.

im Fell gewesen, er wurde noch schwerer, noch stärker, man sah dem runden Katerkopf jetzt auf den ersten Blick den alten, schlachtenerprobten Kämpfen an. Und so freute ich mich an ihm, ich konnte es ja doch mit Händen greifen, wie gut meinem Tier das Leben in Freiheit und unbeengter Weite bekam.

Hier draußen am Rand des Moores, den Kater Hinz vielfach beobachtend und belauschend, sah ich überhaupt zum erstenmal, was für ein Tier das ist: die Katze. Sie kommt heute noch ebenso frei auf die Welt wie vor Jahrtausenden – unberührt von allem, was der Mensch ihr anzutun versuchte, was er ihr zuschreiben möchte, geht sie ihren kätzischen Weg, genießt den Luxus, den die Launen unseres Lebens ihr oftmals schenken und behauptet sich zugleich im grauenhaftesten Elend, hält dem Bauern, der sie oft übersieht und sie nur eben zu dulden scheint auf seinem Hof, die Scheune mäuserein, schläft, verwöhnt über alle Maßen, auf Seidenkissen und bleibt hier wie dort sie selbst – das freie Tier der fernen nubischen Wildnisse. Und auch in den vornehmsten Häusern erwacht zu gewissen Zeiten selbst in den überzüchteten Angora- oder Siamprinzessinnen ihr Erbe. Dann liegen sie schlaflos auf ihren Daunenkissen, starren in das Dunkel der Nacht, um endlich lautlos hinauszuhuschen und in den Dunkelheiten der Gärten das Tier zu sein, das sie gewesen sind, ehe der Mensch sie verdampfte und verdummte und verdarb ..

Sie sind Raubtiere freien Geblütes, der Mensch ist ihnen trotz aller Ansmiegsamkeit nicht sonderlich interessant – zumindest ist er ihnen nicht so überaus wertvoll, so göttergleich, wie wir dem Hund erscheinen, niemals verleugnen sie unsertwegen das Leben, zu dem sie geboren wurden.²¹ Jahrtausende leben sie schon nahe neben dem Menschen her, noch heute hat er nicht vermocht, ihnen das fundamentalste Gesetz beizubringen, auf dem alle seine Zivilisation

²¹ Auch Hunde verleugnen nicht ihre Art zu leben, denn sie sind Rudeltiere; Alphatiere (Rudelführer) gehören zur anlagebedingten Normalität ihres Lebens. Daß manche (oder viele) Menschen als Rudelführer eines Hundes leider versagen, gehört zur Tragik des domestizierten Hundes. – Umstritten ist allerdings, welche Anlage der Mensch in diesem Zusammenhang hat ..

und seine Kultur aufgebaut ist: das vielfach paragrafizierte Gesetz vom persönlichen Besitz und Eigentum – noch heute ist ihnen die Welt der Menschen nichts als ein Teil ihres Jagdgebietes.

Auch dieses Letzte, Schwierigste und zugleich Simpelste, das von der Katze zu lernen ist, hatte ich damals noch von meinem Kater Hinz zu lernen. Wohl sah ich nun schon das Raubtier in ihm, und hatte meine helle Freude an dem stolzen, kühnen, freien und verwegenen Geschöpf, das in aller Freiheit das Leben führte, zu dem es berufen war, und das dennoch gern bei mir weilte und mich manchmal auch suchte. Ich hatte niemals ein Haustier halten wollen, hatte in dem Kater nie etwas anderes gesucht als eine Verbindung meiner bücherummauerten Einsamkeit mit der wirklichen Welt. Daß ich damals nicht an den Hund geraten bin, daß der Kater Hinz im weichen Sprung seiner Räuberpfoten auf meinem Teppich erschienen war – das danke ich ihm noch heute und will es ihm immer danken. Was wäre sonst wohl aus mir geworden?

SCHON DAMALS FREILICH, IN JENEM KLEINEN HAUS am Moor, hielt ich mir auch bald einen Hund, Unkas, einen deutschen Kurzhaar-Rüden. Er war ein gutartiges Geschöpf, bereits erwachsen als er zu mir kam, und er hatte vom ersten Augenblick an begriffen, daß in diesem Haus der Kater Hinz der eigentliche Herr war. Hinz hatte sich ihn einmal gründlich von allen Seiten angesehen und beschnuppert – es war ein unvergeßliches Bild für mich, wie der Hund betreten mitten im Zimmer stand, während der um vieles kleinere Kater um ihn herumstrich mit leicht gestäubtem Rückenhaar, ein wacher, geschmeidiger Kämpfer, jederzeit bereit, sich aus seiner Neugier heraus in funkelndem Sprung in die Schlacht zu werfen. Aber es hatte keine Schlacht gegeben, darum hatte Unkas bleiben dürfen. Es gab auch in der Folgezeit keinen Streit zwischen den Tieren: Hinz kam und ging, wie es ihm gefiel, Unkas respektierte ihn, und wenn Unkas dem Kater einmal neugierig zu nahe kam,

angeregt vielleicht von irgendwelchen verführerischen Düften im Katzenfell, dann genügte ein einziges kurzes, helles Fauchen des Katers, um den Hund schnellstens wieder in seine Schranken zu weisen.

Bezeichnend für das Verhältnis zwischen diesem Hund und dieser Katze, mir beispielhaft scheinend für die gänzlich verschiedene Wesensart dieser beiden dem Menschen nächsten Tiere, erschien mir stets ein kleiner Vorfall, den wir im Frühjahr nach dem Einzug in das kleine Haus am Moor miteinander erlebten. Der brave Hund Unkas rührte sich niemals von dem recht großen Grundstück herunter, der Kater Hinz dagegen ging und kam nach Belieben. An einem warmen Tag, an dem alle Türen und Fenster weit offen standen, kam Hinz plötzlich ins Haus gelaufen; er trug ein bereits ziemlich großes Jungkaninchen zwischen den Zähnen und zeigte es mir. Hinter ihm erschien im Türrahmen der Hund Unkas und schaute mit sorgenvoll gefurchter Stirn zu uns herein. Ich wußte längst, welch ein Jäger der Kater war, gewiß gefiel mir das manchmal wenig, er hatte es doch gar nicht nötig, er bekam doch gutes und reichliches Futter bei mir; einmal hatte ich ihm auch solch ein Kaninchenbaby abgenommen, um dann das arme, durch einen Biß in den Nacken bereits halbgelähmte Tierchen²² schließlich doch dem Kater Hinz überlassen zu müssen ... Ich unternahm also keinen neuen derartigen Versuch, ich schnauzte den stolzen Kater nur an, was ihm aber wie immer nur wegen dem damit verbundenen Lärm unangenehm zu sein schien. Als er einsah, daß ich mich nicht mit ihm freuen wollte über das gute Ergebnis seiner Jagd, wandte er sich ab, nahm das Kaninchenbaby wieder auf, der Hund prallte erschrocken zurück und zur Seite, im schlanken Trab, mit hoch erhobenem Kopf, lief mein kleiner Raubkater wieder hinaus; – er suchte sich wohl draußen einen stillen Winkel, an dem er in Ruhe seine Beute verzehren konnte. – Nach einer guten Weile blickte ich

²² Es war vielleicht Schockstarre.

vom Schreibtisch auf und dachte, *wo ist eigentlich Hinz?* Im Garten war er nicht zu sehen. Aber hinten, an seiner Grenze, an der sich ein tiefer, unregelmäßig gebuddelter Graben entlang zog, stand der Hund, stand mit den Vorderpfoten auf dem Grabenrand und stierte, aufs höchste interessiert, in ihn hinunter. Was hatte der Hund denn da – sollte dort ... ja, dort: als der Hund seinen Kopf senkte, schoß plötzlich eine schmale Pfote aus dem Graben heraus, lang, noch länger, unwahrscheinlich lang, und hieb dem neugierigen Hund kräftig über den Behang. Unkas winselte auf und prallte zurück – dort im Graben saß also der Kater und hielt sein Mahl, in dem er nicht gestört zu werden wünschte. Ich rief den Hund durch das Fenster an, beflissen kam er zu mir geeilt, sah mich eine Weile mit großen, fragenden Augen an – ach, der Hund Ukas würde das gesetzlose Leben in meinem Haus sicherlich niemals begreifen – dann tat er sich mit einem tiefen Schnaufer neben mir nieder. Der Kater Hinz aber lag später vollgefressen in der Frühlingssonne im Gras, er freute sich sichtlich, als ich zu ihm kam.

Einige Tage zuvor waren wir beide, nachdem es tagelang heftig geregnet hatte – ein Umstand, der selbst den Kater Hinz dazu veranlassen konnte, mich längere Zeit der Ehre seiner Anwesenheit zu würdigen – zusammen im Moor spazierengegangen. Ich war über einen Graben gesprungen, der Kater folgte mir, aber natürlich behielt ich ihn nicht jederzeit im Auge; dann aber hörte ich ein überaus klägliches Maunzen in meinem Rücken. Auch er wollte über den feuchten, schwarzerdigen Graben springen, in dem das Wasser fußhoch stand und Blasen warf, war wohl ein bißchen faul und nachlässig gesprungen und jetzt hing er am Grabenrand, an einem Placken, der sich unter seinem Gewicht langsam von der Wand ablöste. Er hatte keine Wahl, als sich in das Wasser, das er verabscheute wie jede Katze, fallen zu lassen, um von dort aus den Sprung nochmal zu tun. Ich sprang hinzu, erwischte meinen Kater am Genick und zog ihn rasch in die Höhe, unter ihm fiel der

Moorplacken klatschend in die dunkle Brühe ... Dann eilte er mir mit fröhlich aufgestelltem Schwanz voraus – um aber einige Tage von solch schmelzender Liebenswürdigkeit zu sein; offenbar hatte er mir den kleinen Dienst nicht vergessen.



Aus einem mittelalterlichen Manuskript (Ghety Museum, CC BY)

SOLCHERMASSEN SCHIEN SICH MEIN UMZUG in jeder Beziehung gelohnt zu haben: der Stadt entronnen, fühlte ich mich sehr wohl, und dem Kater Hinz erging es sichtlich ausgezeichnet. Aber, ach, wir leben in einer Menschenwelt, und diese fragt nichts danach, ob ein Kater mit seinem Leben in ihr zufrieden ist, zumal dieser Kater gewillt ist, nach wie vor das Leben eines Raubtiers zu führen und das teure Gut des Menschen zu verachten. – Ja, es war leider nicht zu leugnen, Hinz lebte nicht nur in Moor, Heide und Wald, leider ignorierte er nicht, wie ich es ihm doch vorlebte, das Dorf mit seinen Häusern, Höfen, Gärten und vielfachen Stallungen – er interessierte sich im Gegenteil nur zu sehr für all diese Dinge, weil er dort nämlich gute und leichte Beute fand!

Und so wurde auch hier am Rand des Moores unser Idyll gestört. Dorf und Siedler empörten sich. Nur handelte es sich jetzt weniger um Einbrüche in Küchen und Speisekammern, sondern um dreisten Raub in Geflügelstallungen und Kaninchenausläufen. Ja, Hinz war ein Räuber, und es hatte keinen Zweck, das leugnen zu wollen, denn in dem weiten, flachen und sehr übersichtlichen Gelände war er leicht zu erkennen, man sagte mir alle Untaten meines Katers auf den Kopf zu. Ich war im Grunde stolz auf Hinz, denn manches seiner Räuberstückchen stand in nichts den Jagdfahrten afrikanischer Leoparden nach, von denen ich gelesen hatte. Ja, ich freute mich daran, mit solch einem geraden, mutigen, schönen Raubtier mein Heim zu teilen, und natürlich merkten mir die Leute Stolz und Freude nur allzu gut an – und erbosten sich ob meiner Ruchlosigkeit. Dabei hätten sie auch Grund gehabt, mich zu loben, denn ich zahlte widerspruchslos, wenn jemand mir plausibel machte, daß und in welcher Weise der Kater Hinz ihn geschädigt hatte.

Trotzdem wurde ich ein bedrückendes Gefühl nicht los: das war kein leichtes Leben unter den Menschen. Es hieß sich hier ernstlich entscheiden, ob man zu den Menschen hielt oder zu seinem

Tier. Die Menschen machten mir das Leben überaus sauer, ich mußte bald einsehen, daß ich sie auf Dauer nicht mit Geld entschädigen und beruhigen konnte. Wenn ihre Kätzinnen heuer Grautiger warfen, anstatt wie bisher schwarzweiße Junge zur Welt zu bringen, wenn ihre Katzenfräulein, die bisher züchtig und häuslich dahingelebt hatten, einen liederlichen Lebenswandel begannen, wenn ihre dicken Stubenkater von nächtlichen Exkursionen verschrammt und verbeult wieder heimkamen ... – und wenn sie dann über all diese Vorkommnisse bei mir bewegt Klage führten, so hatte ich mir das zwar mit höflichem Interesse angehört, aber dann hatte ich sie doch ausgelacht. Das sei das Landleben, da kämen derartige Dinge vor, sie sollten nur mal nach Oberbayern kommen, was sich da alles bei Kirchweih und beim Fensterln täte, aber so harmlos seien die Norddeutschen ja nun auch nicht ... Aber leider haben empörte Bürger, die sich in ihrem Eigentum bedroht sehen und die auch nicht wollen, daß ihre Weltordnung ins Wanken gerät, keinerlei Sinn für Humor. Insbesondere die Frauen nahmen jedes meiner übermütigen Worte todernst, sie wogen ab, sie verbreiteten meine Redereien weiter – und nach kurzer Zeit hatte ich, was meine Moral betraf, einen erstaunlich schlechten Ruf bei ihnen.

Einige Männer versuchten die Ordnung in Dorf und Moor wiederherzustellen, indem sie ihre Hunde auf den Kater Hinz hetzten. Aber was hatten diese armen Dorfköter, diese ungeliebten, manchmal verprügelten Hunde gegen meinen freien, wilden Kater auszurichten hier, wo er jederzeit eine bergende Hecke erreichen konnte? Eine Hecke, in die er sich mit dem Hinterteil hineindrückte, um dann jeden Hund mit fürchterlich hauenden Pfoten übel zuzurichten und ihn winselnd nach Hause zu schicken. So kamen die Männer bald davon ab, ihre teuren Wachhunde, die sie manchmal nur mit Kartoffelschalen und anderem Unrat fütterten, aufs Spiel zu setzen, – aber immer lauter, immer hartnäckiger schwoll ihr Rachegemurmel an um unser kleines Haus.

WIR MACHTEN UNS NICHTS DARAUS, der Kater Hinz und ich, wir lebten im Frieden und in guter Freundschaft miteinander dahin. Im Frieden – denn war der Kater auch ein tollkühner Räuber, ein verwegener Freibeuter in den Nächten und im weiten Revier, in meinem Garten und in meinem Haus war er nach wie vor von entzückender, schmeichlerischer Sanftheit, betörte mich immer wieder mit dem einzigartigen Charme einer Freundschaft zwischen Mensch und Tier, in der es keine Rangstufen gab, sondern nur die freie Kameradschaft zweier gleichberechtigter Wesen.

Ich glaube, ich habe es von meinem Kater Hinz gelernt, mit Raubtieren umzugehen, mit kleinen wie mit großen. Denn bei ihm lernte ich, was die meisten Menschen niemals lernen: daß die großen Katzentiere Frieden und Stille und Zärtlichkeit über alles lieben ... daß man auch in einem Tiger nicht ein Wesen sehen darf, daß jederzeit brüllend und blutrünstig einhergeht und sucht, wen es verschlinge, sondern daß dieser Tiger, gesättigt und ungequält, sich dem gütigen Zuspruch eines Menschen vielleicht leichter öffnet als jedes andere Tier. Freilich widerspricht das der engen Vorstellung, die wir uns von Raubtieren zu machen gewohnt sind. –

Manchmal, zur Dämmerstunde, saßen wir beisammen im Garten oder hinter den weitgeöffneten Fenstern, und dann stieg rings von den Höfen und Siedlerhütten das Bellen und Geifern und Heulen der hundert Hunde um uns auf. Wir lauschten in das lärmdurchtobte Dunkel: die Welt war eine Hundewelt, wir aber waren Katzen, der Kater Hinz und ich ... es war ein schweres Leben zwischen den Hunden und den Menschen. Und wenn ich in einer solchen Stunde dem Kater Hinz davon erzählte, wie sehr einem doch diese Menschen auf die Nerven gehen können ... wenn sie aus ihren Stadtstraßen aufs Land hinausziehen und dann neben den ersten alten Stuhl, in das Gespött von einer Wohnlaube, die sie sich zusammenschlagen, zuerst einmal einen großen Hund anbinden ...

und ihm womöglich zu wenig zu fressen geben, damit er scharf bleibe oder werde ... und ihr wertvolles Eigentum schütze vor den umherstreifenden Zigeunerbanden, mit denen ihre Kinophantasie die Dorfmarken bevölkert, dann schien Hinz durchaus mit meinen Ausführungen einverstanden zu sein. Und er spitzte die Ohren und lauschte, wenn ich ins Philosophieren geriet und meine These von den Hundemenschen und den Katzenmenschen entwickelt ...

Die Hundemenschen sind in der Mehrzahl, sie beherrschen die Erde, sie leben in dicken Rudeln, in der Einsamkeit würden sie sterben an gebrochenem Herzen. Sie sind streberisch, duckmäuserisch und laut, aber weil sie immer in Massen auftreten, haben sie auch immer recht. Die Katzenmenschen aber, denen wird in einer solchen Welt das Leben wirklich nicht leicht gemacht. Sie wollen ihre Wege gehen, sie verlassen sich auf ihre eigene Kraft, ohne beim Nebenmann Schutz und Hilfe und Halt zu suchen. Und sie begehen lieber eine schnelle Tat, als daß sie sich an die Hundekarre ketten lassen, sie leben lieber ungesichert als in einer zermalmenden Fron.

Führe du nur dein Leben, Hinz, du bist ein Kater und sollst als solcher leben. Es wird nicht für immer gehen, ach, ich weiß, mein Hinz, ich weiß, aber wenn es enden muß, dann wünsche ich dir einen raschen, wilden Räubertod – ich vergifte dich nicht, wie es die Leute von mir verlangen ... – Er hörte mir zu mit spitz aufgestellten Ohren, dann aber vernahm er irgendein lockendes Geräusch in der Nacht und entglitt mir weich und lautlos in das Dunkel, in dem die Stimmen der Hunde allmählich erstarben.



Felis javanensis, *Felis chinensis* & *Felis sumatran*
(nach Elliott, 1883)

<https://www.welt-der-katzen.de/wildeckatze/kleinkatzenasien/>

SO LEBTEN WIR DURCH EINEN SOMMER und einen Winter – im Frühjahr hatte ich mich dann endlich ganz dem Zirkus verschrieben, ich verließ das Haus am Moor ... und auch den Kater Hinz, um erstmal eine Saison hindurch bis in den späten Herbst in der wandernden Zeltstadt zu leben und zu arbeiten, mit Löwen und Tigern, mit Elefanten und Bären, Wölfen und Pferden. – – Ach, manchmal, wenn ich jetzt auf den bunt verschlungenen Lebensweg zurückblicke, den meine Füße hinter sich gebracht haben seit dem Tag, an dem der Kater Hinz mit weichem Plumps in meine Bücherstube sprang ... dann sehe ich diese Straße wie ein weißes Band, das durch die Schönheiten dieser Welt führt und durch die Königreiche der Tiere. Ich sehe mich dahinziehen, ein selig wandernder und bisweilen auch trunken schwärmender Wanderer – vor mir her aber, seidig schimmernd, makellos schön, mit fröhlich aufgestelltem Schweif und leuchtend spähenden Augen steht mein Kater Hinz, ich folge beglückt auf seiner Spur.

DAS HÄUSCHEN AM MOOR BEHIELT ICH, aber in meiner Abwesenheit schalteten andere Menschen darin, die dem Kater in ihrer Weise wohl zugetan, deren Ansichten über Mensch und Tier aber nicht die meinen waren. Sie glaubten ihn schützen zu müssen vor sich selbst, sie taten es auf ihre Weise – ich kann sie nicht schelten darum ...

Ich kehrte heim nach zehn Monaten der Abwesenheit. Als ich in die Stube trat, erhob sich der Kater Hinz von der Schreibtischplatte, auf der er gelegen und durch das geschlossene Fenster geschaut hatte. Er gurrte laut auf, ich trat an den Schreibtisch, er stellte sich an mir auf, er häkelte seine Krallen in den Aufschlag meines Mantels, er schnurrte laut und rasselnd, er rieb seinen dicken, runden Kopf an meinen Backen. Ich nahm ihn auf den

Arm, in der er lag wie ein Kind an der Brust seiner Mutter, ich trug ihn im Zimmer umher, ich kraulte seine Kehle, hörte sein Schnurren, seine Pfote stemmte sich gegen mein Kinn.

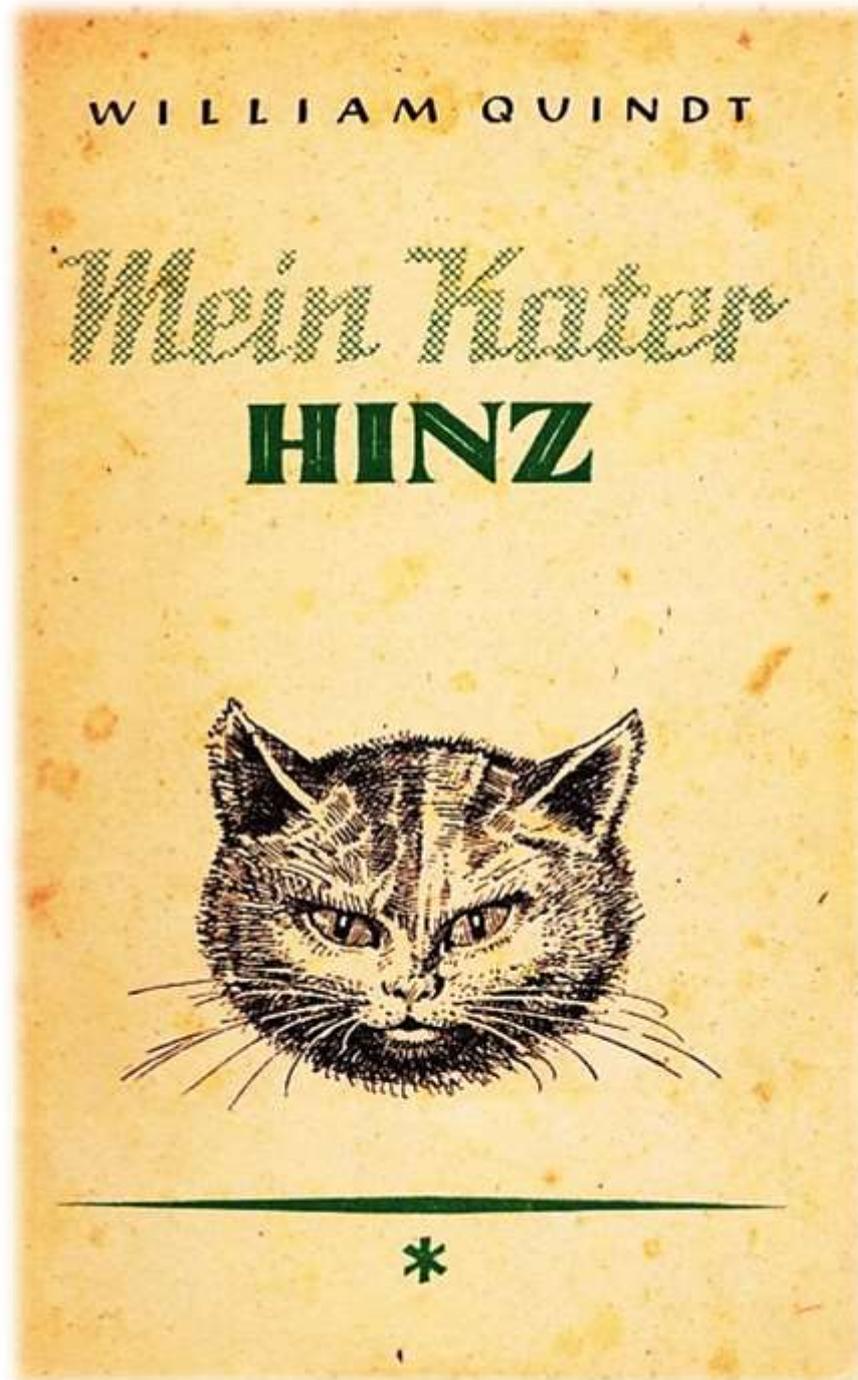
Und dann sagte man mir, es sei besser geworden mit ihm und seinen Untaten. Aber man brüstete sich auch mit dem Stolz der Selbstgerechten: man lasse ihn niemals mehr zur Nachtzeit heraus – und im Frühjahr, gleich nach meiner Abreise, habe man ihn kastrieren lassen, und diese Operation habe seinen hemmungslosen Räuberdrang doch ganz wesentlich gemildert. – Ich sah mit leeren Augen auf das geschändete Tier, ich ging mit ihm in mein Bücherzimmer und schloß hinter uns die Tür. Wir haben auf dem Sofa gegessen, der Kater Hinz und ich, er hat auf meinem Schoß gegessen und geschnurrt unter meiner streichelnden Hand ...

Später am Abend trat ich in das dunkle Schlafzimmer. Da saß der Kater auf der Fensterbank, als ich an ihn herantrat, rieb er sich mit steilem Buckel an meiner Brust. Ich stand hinter ihm, und streichelte sein seidig schimmerndes Fell. Schwarz und leer breitete sich hinter dem Glas die Nacht des Moores. Wieder und wieder stieß der Kater mit dem Kopf gegen das Fenster, er scharrte mit seiner Pfote am Glas, dann schrie er kläglich – ich wußte miteins, daß all sein Sinnen, vielleicht die ganzen Monate meiner Abwesenheit hindurch, darauf gerichtet war, frei durch die Nacht zu pürschen, die seinem Geschlecht bestimmt ist.

Ich öffnete die Fensterflügel – der Kater gurrte auf. Dünn sang der Novemberwind über Heide und Moor. Meine Hand lag im Nacken des Katers, einen Augenblick verharrte er noch bei mir, wie dankbar und doch auch schon hingerissen von den namenlosen Verheißungen der Dunkelheit, dann glitt er unter meiner Hand hinweg und war in der Nacht verschwunden.

Und blieb verschwunden. Ich habe den Kater Hinz niemals wieder gesehen.

Wenige Woche später verließ ich das Haus am Moor und kehrte zum Zirkus zurück. Als ich vor die Gitterwagen trat, erhob sich aus seiner Ecke, in der er still gelegen und mit weltabgezogenen Augen gegen die Wand geblickt hatte, der Tiger Butan, kam aufgurrend an das Gitter und bot mit prustendem Freudenlaut seine weiße, seidene Kehle meinen Fingern. Er rollte sich auf den Boden und bot sich mir dar. Ich streichelte ihm Leib und Flanken, ich sah in seinen achatenen Augen – und sah auf ihrem schillernden Grund einen kleinen, schönen, grau und schwarz gestreiften Kater sitzen, mich anschauend und grüßend maunzen ...



Originaltitel (1946)

NACHWORT ZUR NEUAUSGABE (2024)

William Quindt (1898 – 1969) kommt aus einer bäuerlichen Familie; er verlor früh seine Eltern und schlug sich ab dem 15. Lebensjahr in verschiedenen Berufen durchs Leben. Schließlich wurde er Journalist, später Pressechef bei großen Zirkusunternehmen wie Sarrasani und Busch, mit denen er Europa bereiste. Weitere Reisen brachten ihn nach Afrika und Indien.

Ab 1932 veröffentlichte er eine Vielzahl von Romanen, die (unter der Kategorie Tiergeschichten und Abenteuerromane) fast ausnahmslos zu Bestsellern wurden. Einige seiner Bücher blieben bis heute dauerhaft lieferbar, darunter vor allem *DIE STRASSE DER ELEFANTEN* (1939), in dem sich Quindt kritisch mit der Elfenbein-Wilderei auseinandersetzte und eindringlich für den Schutz der Elefanten eintrat.

Die meisten seiner Romane sind nicht zuletzt Allegorien – begründet in verbitterter, resignierter Sehnsucht nach der Möglichkeit authentischen, menschenwürdigen Lebens, wobei im Mittelpunkt fast immer Tiere stehen. Sein spätes Hauptwerk mit dem Titel *GERECHTIGKEIT*²³ legt den Schwerpunkt ganz und gar auf das Leid der Tiere in einer Welt der Menschen und die Notwendigkeit, sich dieser Zerstörungsnormalität zu widersetzen.

²³ *GERECHTIGKEIT. EIN ROMAN VON MENSCHEN UND TIEREN* (1958). Neuausgabe unter dem Titel *GERECHTIGKEIT ODER APOKALYPSE DER TIERE* (Berlin 2024: A+C)

MEIN KATER HINZ²⁴ erschien 1946. Diese damals einzige Ausgabe ist auf billiges Papier gedruckt, das mittlerweile zerfällt. Der Ich-Erzähler berichtet (wohl im wesentlichen autobiografisch) von seiner Nähe zu Tieren in der Kindheit. Dieser Kern seiner Identität wird wieder geweckt durch die Begegnung mit dem Kater Hinz. Schritt für Schritt entfaltet sich jetzt die Entscheidung, die Welt der Tiere zum Mittelpunkt des eigenen Lebens und Wirkens zu machen.

Am Schluß des Buches entscheidet sich der junge Ich-Erzähler dafür, im Zoo zu arbeiten. –

Obwohl der größte Teil von Quindts Werken 1932 bis 1945 erschienen, bedeutete der Zusammenbruch des Nationalsozialismus für den bezeugten Antifaschisten Quindt zweifellos auch eine persönliche Befreiung; so dürfte die Veröffentlichung dieses Büchleins (das nicht zum Bestseller berufen war) zu verstehen sein. Biografisch gesehen, knüpft der Roman DER TIGER AKBAR (1933) an die biografische Situation im KATER HINZ an: Diese Erzählung um den wurzellosen Peter Petersen, der im Zirkus zu arbeiten anfängt, ist das Buch eines jungen Menschen, der sich hier über grundlegende Kriterien seiner Persönlichkeit, seines Weltverständnisses im Klaren wurde. In seiner Holzschnitthaftigkeit ist DER TIGER AKBAR vermutlich ein Schlüssel für Quindts Persönlichkeit und auch für seine späteren Werke. (Das Buch gehört zu den Bestsellern, die auch in der BRD mehrfach wiederaufgelegt wurden.)

Quindts humanistisches Engagement wurzelt in einem paradoxalen, extrem außenseiterischen Blick auf die Menschenwelt. Im KATER HINZ ringt der Autor um seelische Momente seiner Erkenntnis der Welt und der eigenen Existenz, die sich in Alltagssprache kaum angemessen formulieren lassen – die jedoch für Quindts Leben und Werk von grundlegender Bedeutung waren. Dazu gehört implizit eine bedenkenswerte ästhetische Auffassung. (Umfassendere Hinweise zu Leben und Werk William Quindts finden sich in meinem Nachwort zur Neuauflage von GERECHTIGKEIT.)

²⁴ Der Titel KATER HINZ UND ICH wurde für die vorliegende Neuauflage gewählt.

Die Neuveröffentlichung enthält mehrere Abbildungen, darunter von zwei Katern und einer Kätzin, die in meinem Leben eine bedeutende Rolle gespielt haben. (Jedesmal war die einseitige Willensäußerung des Tieres Grundlage der folgenden Gemeinsamkeit, eine Unbeirrbarkeit, wie der Autor sie auch von Kater Hinz beschreibt.)

Manche sprachliche Unbeholfenheiten wurden korrigiert, feuilletonistisch übertreibende Schlenker, Füllwörter und Redundanzen, auch allzu unangemessene vermenschlichende Zuschreibungen wurden gestrichen.²⁵ Die Fußnoten stammen vom Herausgeber der Neuausgabe (MvL).

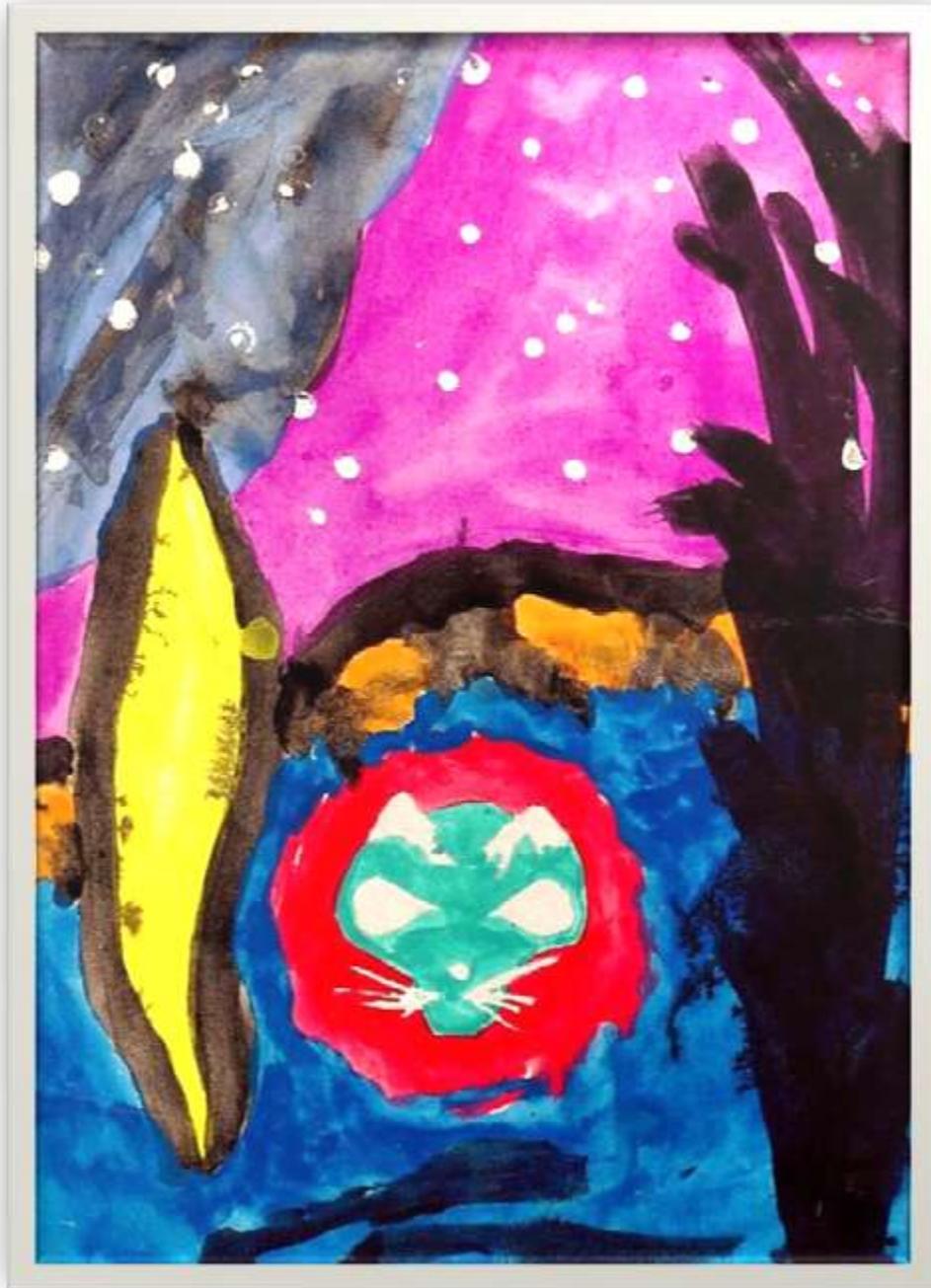
Als Schrift wurde die Palatino Linotype gewählt; sie wurde 1949 von Hermann Zapf entworfen.

*Auch zur Erinnerung an meine Großmutter
Luise Gräfin Lüttichau (1886 – 1970),
die mich auf William Quindt hingewiesen hat.*

Mondrian Graf v. Lüttichau
Berlin, 24. April 2024

87

²⁵ Ich hatte den Eindruck, daß dieser recht kurze Text bewußt aufgebläht wurde mit Redundanzen und launigen Geschwätzigkeiten, vor allem im letzten Teil, um eine selbständige Veröffentlichung zu ermöglichen – denn so schreibt Quindt in anderen Büchern nicht.



es sind katzen (MvL, 1972)